



***Geschichten eines Reit- und
Fahrradurlaubes***

***von
Christian Frasch***

Vorwort

Als ich im Sommer 1992 meine Reise durch Schottland machte, schrieb ich einigen meiner Freunde anstatt Ansichtskarten Briefe mit Geschichten.

Diese waren Schilderungen einiger besonders aufregender Erlebnisse die ich in meinem Urlaub hatte.

Jedoch bekam jeder dieser Freunde nur ein bis zwei dieser Geschichten.

Als ich wieder in Deutschland war wurde ich von Hanne gefragt, ob ich ihr nicht auch noch die anderen Geschichten zuschicken könnte. Irgendwie kam mir dann bei dieser Anfrage die Idee, daß ich aus meinen Geschichten ein kleines Buch für Freunde und Bekannte machen könnte.

Leider vergingen von der Idee bis zu ihrer Realisierung fünf Jahre.

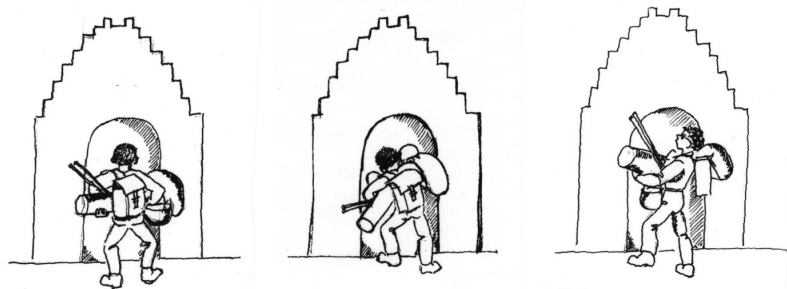
Nun ist es aber endlich fertig und es wird Zeit, daß ich mich bei den vielen Helfern bedanke, die dieses Buch überhaupt möglich gemacht haben.

Als erstes möchte ich mich bei Hannegrete Dude bedanken, die mich überhaupt erst auf die Idee diese Buches gebracht hatte.

Desweiteren spreche ich hier ein riesengroßes Dankeschön für Gudrun Pohl aus, die zahlreiche Illustrationen für dieses Buches gezeichnet hat. Einige von ihnen sind regelrechte Kunstwerke für sich alleine.

Ankunft in Snoot

Verflix! Diese dumme Tür war einfach zu schmal für mich und mein Gepäck. Aber was mußte ich „Trollo“ denn auch alles auf einmal nehmen, anstatt einfach zweimal zu laufen.



Zum Glück legte eines der Mädchen, die gerade vor dem Haus saßen und Sattelzeug putzten, seine Arbeit nieder, um mir zu helfen. Als sie mir das Bündel mit dem Zelt und dem Schlafsack abgenommen hatte, paßte ich durch die Tür, und wir konnten die Sachen in meinen Schlafraum der Jugendherberge von Snoot schaffen.

Nachdem wir dort alles abgeladen hatten, fragte sie mich, ob ich auf einer Weltreise sei, weil ich ja scheinbar meinen ganzen Hausrat aus Deutschland hierher nach Schottland mitbrächte.

Ich entgegnete ihr, daß ich vorhätte, Schottland für mindestens zwei, wenn nicht gar drei Monate, mit dem Fahrrad zu bereisen und dies alles sei, was ich bräuchte.

Diese Antwort stellte sie zufrieden. Anschließend begab sie sich wieder zu ihrer Gruppe, und fuhr mit dem Sattelzeugputzen fort.

Nachdem ich meine Sachen in meinen Schrank und unter meinem Bett verstaut hatte, machte ich erst einmal eine Runde durch die Jugendherberge.

Dies war eine sehr kleine Runde, denn die Jugendherberge hatte außer den drei Schlafräumen, dem Raum des Herbergsvaters, den Waschräumen und Toiletten nur noch einen einzigen großen Raum. Dieser Raum war Gemeinschaftsküche, Eßraum und Aufenthaltsraum in einem.

In einer Ecke dieses Raumes stand der einzige Ofen der Herberge. Er wurde mit Kohle beheizt und diente gleichzeitig der Raumbeheizung und Warmwasserbereitung.

Wenn man duschen wollte, mußte erst der Herbergsvater den Ofen ordentlich anheizen.

Unter der Decke hingen Wäschespindeln, welche man durch Seile herablassen konnte, wenn man Wäsche aufhängen wollte.

Möglich war dies erst durch die hohe Bauweise des Raumes. Die Herberge war nämlich eine ehemalige Kirche, die man mit wenig Aufwand zur Jugendherberge umgebaut hatte.

Bei den Schlafräumen hatte man sogar drauf verzichtet, die Wände bis unters Dach hochzuziehen oder ihnen eine Decke zu bauen. Die Wände hörten einfach nach etwa drei Metern auf, in etwa so, wie die Wände von öffentlichen Toiletten. Diese Schlafräume ohne Decken hatten einen entsetzlichen Nachteil:

Ich versuchte zu schlafen. Da ich die letzten beiden Tage mit dem Fahrrad von Newcastle bis hier her „geradelt“ war, war ich eigentlich auch so müde, daß ich eigentlich problemlos hätte schlafen können.

Wenn nicht der Schnarcher gewesen wäre. Im Schlafraum nebenan schlief ein Mann bei seiner Familie und schnarchte fürchterlich.

Durch das Fehlen einer Decke und durch die gute Akustik (Kirche!) klang es, als ob er neben mir im Bett liegen würde.

Irgendwann wurde es mir zu viel. Ich wollte schlafen.

Also kramte ich Schlafsack und Isomatte unter meinem Bett hervor, verabschiedete mich von meinem Zimmergenossen, der genau so unter dem Schnarcher litt wie ich und ging nach draußen.

Dort suchte ich mir ein nettes Plätzchen auf dem Rasen vor der Herberge, wohin ich mich dann



bettete. Mit freiem Blick auf den Sternenhimmel schlief ich schließlich dort ein.

Am nächsten Morgen wurde ich durch Alan, den Herbergsvater geweckt, der gerade mit seinem Mountainbike zu einer Frühsportrunde aufbrechen wollte.

Als er mich sah, war er sichtlich überrascht. Nachdem ich ihm aber meine Beweggründe geschildert hatte, konnte er mich voll verstehen, da er die letzte Nacht auch entsetzlich unter dem Schnarcher gelitten hatte.

Mit Alan hatte ich mich gestern Abend schon beim Kochen angefreundet. Wir hatten beide vorgehabt Spaghetti mit Tomatensauce zu kochen. Also taten wir uns kurzerhand zusammen. Anders als in deutschen Jugendherbergen durfte man hier nämlich sein eigenes Essen auf den Kochgelegenheiten der Herberge zubereiten, denn die meisten britischen Jugendherbergen sind auf Selbstversorger eingestellt.

Nach dem Frühstück mußte ich mir erst einmal den Aufbruch der Ponytrekkinggruppe ansehen.

Gestern hatte ich einer der Leiterinnen erzählt, daß ich für die nächste Woche einen einwöchigen Reiturlaub gebucht hatte. Aber ich hatte ihr auch erzählt, daß ich bisher meist nur an der Longe geritten war.

Das war vielleicht ein Fehler.

Sie war entsetzt, wie man sich mit so wenig Kenntnissen auf einen Reiturlaub hier oben einlassen konnte.

Zu meiner Erleichterung nahm mich dann eine der Teilnehmerinnen bei Seite und gestand mir, daß eigentlich alle hier nur Gelegenheitsreiter waren, und daß ich die Worte der Leiterin nicht auf die Goldwaage legen sollte.

Deshalb mußte ich also den Aufbruch der reitenden Schar begutachten, um zu sehen, ob ich hier falsch war oder nicht.

Als ich sie aber beim Putzen, Satteln und Aufsteigen sah, fiel mir ein Stein vom Herzen.

Dies waren nicht die goldenen Reiter.

So konnte ich das auch.

Am nächsten Tag wechselte die komplette Mannschaft, daß heißt, die Teilnehmer und die Leiterinnen wechselten (Die Ponys mußten bleiben). Somit war ich dann auch die skeptische Leiterin los.

Mit den Teilnehmern und den Leiterinnen meines Kurses freundete ich mich schon am ersten Abend an. Wir waren auch eine richtig buntes Nationalitätengemisch aus den Niederlanden, der Schweiz, England und mit mir aus Deutschland.

Von Gräben und steilen Hängen

Es war einfach wahnsinnig toll, mit den Ponys des schottischen Jugendherbergswerkes hier in den Borders durch das Gelände zu reiten.

Gleich am Anfang des Rittes mußten wir ein kleines Fließchen durchqueren. Daß dies zum Alltag dieser Ponys gehörte, merkte man daran, daß keines auch nur einen Augenblick zögerte.

Kurz nach dem Fluß stiegen wir ab und führten die Ponys einen steilen Hang hinauf.

Oben angelangt erreichten wir eine baumlose Ebene mit riesigen urwüchsigen Schafweiden.

Auf kleinen Trampelpfaden ging es nun quer über diese Schafweiden weiter. Das Farnkraut, das häufig links und rechts der Pfade wuchs, reichte den Ponys bis unter die Bäuche.

Das Gelände war oftmals sehr schwierig, es mußte häufig steil bergauf und bergab geritten werden.

Die Ponys hatten eine beeindruckende Trittsicherheit in diesem Gelände. Auch hatten sie auch keine Probleme mit ihren Reitern, die so wie ich, meist Anfänger oder Gelegenheitsreiter waren.

Der erste Ausritt des Treckingurses war ein „kleiner“ etwa vierstündiger Ausritt zur Gewöhnung. Bei diesem Ritt saß man schon fast drei Stunden im Sattel.

Der Ritt führte entlang einer Route, welche die Leiterinnen aus dem Vorjahr noch kannten.

Bloß kannten sie die Route nicht mehr besonders gut, so daß immer wieder die Karte zu Rate gezogen werden mußte.

Schließlich kam es dazu, daß wir alle an einem steilen Abhang standen, an dem dann diskutiert wurde, ob der Pfad, der da hinab führte, wohl der richtige sei.

Schließlich einigte man sich darauf, daß er es war.

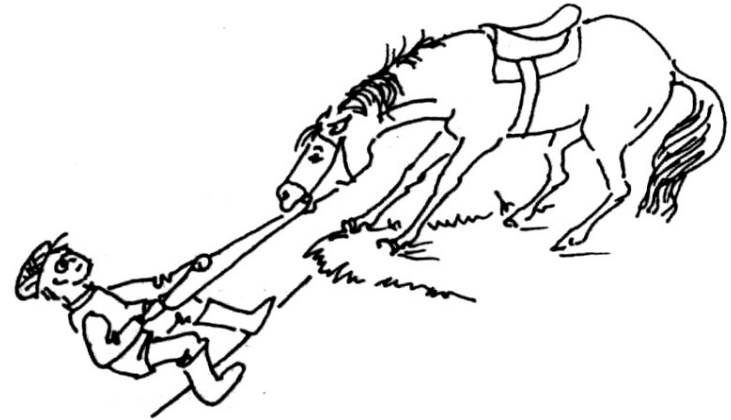
Linda, eine der Leiterinnen, trieb ihr Pferd in den Abhang hinein. Ihr folgte Marian, eine der Teilnehmerinnen.

Es war schon sehr beeindruckend, wie die zwei Pferde den Abhang hinab „schritten“ und sich dabei fast auf ihre Hinterteile setzten.

Mich beeindruckte das so sehr, daß ich beschloß, nicht dort hinab zu reiten.

Also: Raus aus dem Sattel und das Pony am Zügel den Berg hinab führen.

Die Sache mit dem Führen hatte bloß einen Fehler: Ich konnte tun, was ich wollte, mein Pony Vulcan rührte sich keinen Zentimeter von der Stelle.



Sollte ich es doch mit Hinabreiten versuchen?

Also: Wieder rauf auf das Pferd.

Wunderlicher Weise reichte nun, da ich wieder oben auf ihm drauf saß, ein leichtes Anticken mit den Schenkeln aus, um Vulcan in den Abhang hinein zu bewegen.

Als es so richtig steil bergab ging, hatte ich schon ein bißchen Mühe im Sattel zu bleiben und nicht über die Schulter des Ponys hinweg nach vorne zu stürzen. Ich half mir dadurch

weiter, daß ich mich am Mähnenkamm des Ponys abstützte, und dem Pony so bei losen Zügeln ermöglichte, seinen Weg hinab selber zu suchen.



Wie der Zufall es so will, entdeckte man im selben Moment, in dem ich gerade in das steile Gefälle hineingeritten war, einen weiteren Pfad (Dieses Mal den Richtigen!). Dieser führte mit sehr viel gemächlicheren Gefälle nach unten in das Tal.

Damit war für die noch oben stehenden „Treckmitglieder“ eines klar: Man mußte den drei (sechs) Lebensmüden nicht dort hinab folgen, sondern konnte sich dieses bequemen Weges bedienen.

Das taten dann auch alle und somit war ich der letzte, der sich diesen steilen Hang hinunter „kämpfte“.

Als ich unten ankam, ritten Linda und Marian schon die Talsohle entlang. Aufgrund meines Führversuches hatten sie einen Vorsprung von etwa hundert Metern.

Unten im Tal war das Gelände wieder einigermaßen eben und Vulcan, der Angst hatte, seine beiden Artgenossen auf nimmer Wiedersehen zu verlieren, begann von sich aus zu galoppieren.

Wie schon vorher erwähnt, stützte sich meine ganze Reiterfahrung auf ein paar Reitstunden an der Longe und in der Abteilung. Deswegen war mein erster Gedanke: „Bringe jetzt bloß dieses Vieh wieder dazu, daß es mit dir Schritt oder zumindest wieder Trab geht.“

Aber da entdeckte ich, daß man auf diesem Pony im Galopp ganz gut sitzen konnte, viel besser als auf den großen Pferden im Reitunterricht.

So dachte ich mir: „Laß Ihn doch!“.

Aber wie ich mir das so sagte, tauchte plötzlich ein Graben vor uns beiden auf und kam uns mit dem Tempo eines galoppierenden Pferdes entgegen. Jedoch, bevor ich mir des drohenden Unheils so richtig bewußt wurde, war der brave Vulcan schon mit einem mächtigen Satz über den Graben hinweg gesprungen.

Wundersamerweise blieb ich dabei oben.

Damit war dies mein erster Sprung mit einem galoppierenden Pferd über ein Hindernis.

Obwohl ich wohl zugeben muß, daß dieser Sprung eher unfreiwillig zustande kam. Kurz hinter dem Graben hatten wir die beiden anderen Reiter mit ihren Ponys eingeholt, und zusammen trafen wir den Rest des „Trecks“ nach ein paar hundert Metern wieder.



Alles in allen war der erste Tag des Treckingurlaubes großartig und meine Zweifel, daß ich auf Grund mangelnder Kenntnisse ein Problem werden könnte, hatten sich zerschlagen. Viele der anderen Teilnehmer ritten auch nicht besser als ich.

Wie aus mir „The german officer“ wurde

Auf unserem dritten Ausritt mußten wir quer über eine Koppel reiten. Bei uns in Deutschland wäre dieser steinige Berghang wohl kaum als Pferdekoppel durchgegangen.

Es war halt eine typisch schottische Koppel, auf der mehr Farnkraut und Heidekraut wuchs als Gras. Das machte jedoch nichts, weil sie sich nur drei Pferde dieses etliche Hektar große Stückchen Land teilen mußten. In ihrem Bewegungsdrang eingeschränkt wurden die Drei lediglich durch eine etwa brusthohe Steinmauer, die ihre Koppel begrenzte.

Von der Koppel aus hatte man einen prima Ausblick über das Tal und auf die drei Pferde, die am unteren Ende weideten.

Diese wiederum fanden unsere „Ponyprozession“ so interessant, daß sie sogleich herbeigaloppiert kamen.

Das Herangeloppieren ihrer Artgenossen nahmen unsere Ponys erstaunlich gelassen hin.

Zu unserem Leid begann aber eines der drei fremden Pferde sofort damit, unsere Ponys durch Bisse zu attackieren.

Frances, die den „Treck“ gerade anführte, versuchte mit einer Gerte dies „bissige Biest“ in die Flucht zu schlagen.

Leider hatte der „Beisser“ jedoch eine dicke Haut. Nachdem er so richtig mit der Gerte getroffen wurde, schlug er einen Bogen, um sich nun an einem anderen Eindringling zu rächen.

Dummerweise hielt er nun genau auf mich und Vulcan zu.

Irgendwie ist es ein „Scheißgefühl“, wenn ein streitsuchendes Großpferd mit angelegten Ohren und grimmiger Miene auf einen zusteuert. Auch dann, wenn man auf einem Pony sitzt und dadurch schon etwas größer ist, als man es von Natur aus ist.

Irgend etwas mußte geschehen!

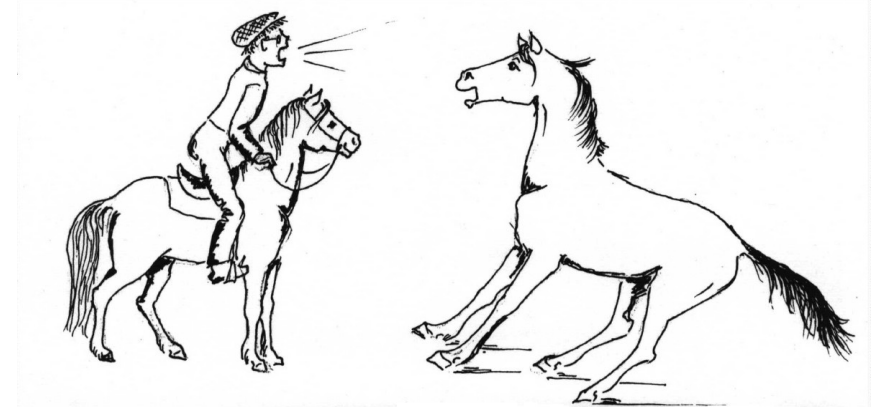
Bloß was?

Eine Gerte zum Schlagen hatte ich nicht, eine wirklich gute Idee aber auch nicht.

Also tat ich das erste, was mir in den Sinn kam.

Ich atmete tief ein, bis keine Luft mehr in mich hinein paßte, dann schmetterte ich, so laut es ging, los:

„Go away! Don't bite my horse!“



Nach dieser verbalen Attacke hielt das Pferd inne und schien mich regelrecht zu mustern.

Ja, es hatte den Anschein, als würden wir Auge in Auge untereinander ausmachen, wer von uns beiden der Stärkere war.

Nach etwa 5 Sekunden hatte ich dann wohl doch irgendwie gewonnen, denn das Pferd wendete sich von unseren Ponys ab und zog von dannen. (Vielleicht dachte es auch nur, der Klügere gibt nach.) Shouna, die hinter mir ritt und alles beobachtet hatte, meinte nur: „The German Officer works again.“

Damit hatte ich einen Spitznamen weg.

Bei einem anderem Ausritt mußten wir noch einmal über die selbe Koppel reiten. Kaum hatte das erste unserer Ponys diese betreten, tönte es schon von der Spitze unseres Trecks:

„We need the german officer in front, please!“

Diesmal schienen sich die Drei aber gar nicht für uns zu interessieren. Sollte meine Stimme etwa so nachhaltig auf sie gewirkt haben?

Wie ich in das Ponytreckingtagebuch kam

Am Abend saßen die drei „Treckingführerrinnen“ immer für ein Viertelstündchen beisammen, um Tagebuch zu schreiben.

Außer der gerittenen Strecke und der Namen der beteiligten Ponys und Reiter wurden auch die Geschichten, die sich so zugetragen hatten, niedergeschrieben.

So stand dort auch, wie ich zum „German Officer“ wurde.

Besonders gerne schrieb man jedoch über die kleinen Mißgeschicke, die sich so ereigneten. (Schadenfreude ist halt doch.....)

Gott sei Dank blieb es mir jedoch erspart, unter der Rubrik Pleiten, Pech und Pannen erwähnt zu werden.

Leider änderte sich das doch noch am letzten Tage.

Shouna überprüfte, ob es möglich war, die Brücke mit den Ponys zu benutzen.

Nein!

Das war viel zu riskant. Die Brücke war höchstens 80cm breit. Außerdem war es sehr fraglich, ob sie dem Gewicht eines Ponys plus Reiter standhalten würde.

Da entlang ging es also nicht.

Vielleicht zurück zur Straße, um auf der Straße zur Herberge zu reiten?

Nein, daß war auch nicht gut, hieß es doch einen Umweg von über einer Stunde in Kauf zu nehmen. Außerdem würden wir dann fast zwei Stunden lang auf Asphalt reiten müssen.

Da würde es auch nur wenig trösten, daß auf der Straße höchstens alle zehn Minuten ein Auto fuhr.

Also wieder durch die Furt reiten?

Heute morgen war das Wasser höchstens knietief gewesen, und es war einfach, durch die Furt zu reiten.

Inzwischen hatte es aber angefangen zu regnen, und der Pegel des Flusses war fast um einen halben Meter gestiegen.

Andererseits wurde weder das Wasser stromabwärts tiefer, noch wurden die Ufer steiler.

Demzufolge konnte man es sich leisten, ein paar Meter aus der Furt heraus stromabwärts getrieben zu werden.

Man beschloß nun also, den Heimweg durch den Fluß fortzusetzen.

Bevor es durch den Fluß ging, bekamen wir Teilnehmer noch die Anweisung, dicht beisammen zu bleiben und die Ponys auf jeden Fall anzutreiben, falls diese im Fluß zum Stehen kommen sollten.

Nun ging es los. Ein Pony nach dem anderen wurde nun durch den Fluß geritten, teilweise nur mit einer Ponylänge Abstand, so daß die Ängstlicheren unter ihnen jemanden hatten, hinter dem sie herlaufen konnten.

(Manchmal ist der Herdentrieb eben doch eine tolle Sache!)

Ich kam dann auch, bis auf nasse Füße, recht problemlos drüber an.

(Das war das erste und bisher einzige Mal in meinem Reiterleben, daß ich mich nach so einem Paar blöden Gummireitstiefeln geseht hatte.)

Nachdem ich sicher am „rettenden“ Ufer war, begab ich mich erst einmal in so eine Art Warteposition, von der aus ich niemanden der Nachfolgenden behinderte.

Marian, die als Vorletzte ritt, hatte aber dann doch einige Schwierigkeiten mit der Strömung.

Sie wurde mit ihrem Pony Tealmouth stromabwärts getrieben. Aber schließlich schafften sie es, das rettende Ufer etwa 20 m unterhalb der Furt zu erreichen.

Nachdem alle drüber waren, mußten wir uns erst einmal von diesem Schreck erholen.

Einige von uns nutzten diese Schreckverdauungspause schnell noch, um ihre Regensachen auszuziehen, denn es hatte aufgehört zu regnen.

Ich tat dies nicht.

Gerne würde ich jetzt sagen, daß ich einer Eingebung gehorchte, aber ich war einfach zu faul dazu gewesen.

Neben mir nutzte die Stute einer Teilnehmerin, die ebenfalls im Sattel geblieben war, diese kleine Pause zum Pinkeln.

Um Pferde beim Wasserlassen möglichst wenig zu stören, stellen sich Reiter meist in die Bügel und verlagern ihr Gewicht nach vorne. Manchmal war man aber auch so mit sich und der Welt beschäftigt, daß man es gar nicht mitbekam, daß man auf einem Wasser lassenden Pferd saß.

Das war aber nicht weiter schlimm, denn freundlich, wie wir nun einmal waren, machten wir uns gegenseitig drauf aufmerksam.

So wies ich dann auch meine Nachbarin darauf hin, daß ihre Stute gerade ihre Notdurft verrichtete.

Von dem Fasan, der im Farnkraut fast unter meinem Pony versteckt war, wußte ich jedoch noch nichts als ich sie ansprach.

Daß ein Pferd ihn beinahe platt getreten hatte und nun fast über ihm stand, ertrug der kleine Kerl noch mit Fassung. Jedoch als ich dann meine Stimme erhob (siehe letzte Geschichte), wurde es ihm wohl doch zuviel. Zwei krächzende blecherne Laute ausstoßend erhob er sich in die Lüfte.

Dieser, unter seinem Bauch startende Vogel, war dann wiederum zu viel für den guten Vulcan. Er machte einen Sprung zur Seite. Bei diesem hatte ich, obwohl er mich überraschend traf, mal wieder das Glück, oben zu bleiben.

Trotzdem hatte die Sache mal wieder einen Fehler!

Nun stand ich gerade im Urinstrahl der Stute und die „Suppe“ lief mir über das Hosenbein hinab nach unten. Zum Glück im Unglück hatte ich ja noch immer meine Regenhose an. So hielt sich der Schaden in Grenzen, lediglich für neuen Tagebuchstoff hatte ich gesorgt.



Abschied von Snoot

Gestern war der letzte Ausritt des Treckingkurses gewesen.

Darüber war ich ein kleines bißchen glücklich, aber ansonsten eher ziemlich unglücklich.

Glücklich, weil sich mein wunder Hintern und meine schmerzenden Knie endlich von den Strapazen erholen konnten.

Unglücklich, weil diese eine Woche Ponytrecking zu den schönsten meines Lebens gehörte und nun zu Ende ging.

Gestern Abend, als ich Vulcan zum letzten Mal fütterte, bevor ich ihn zurück auf die Weide brachte, mußte ich ihn noch einmal drücken.

Linda will ja sogar beobachtet haben, daß ich ihm einen Kuß auf die Nase gedrückt hätte.

Das stimmt natürlich nicht.

Ich küsse doch kein Pferd!

Oder etwa doch?

Heute reisten dann die Teilnehmer und Leiterinnen meines Kurses nach und nach ab. Immer wieder hieß es Abschied nehmen.

Nachdem wir eine Woche zusammen gelebt hatten und zusammen geritten waren, fiel mir das Abschied nehmen ziemlich schwer.

Daß ich morgen allein auf mich gestellt mit meinem Fahrrad weiterreisen würde, verschlechterte meine Laune eher noch.

Mir kam schon der Gedanke, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ich heute früh-

als erster aufgebrochen wäre. Dann hätte ich nämlich nur einmal Abschied nehmen müssen.

Als alle fort waren, machte ich zunächst einmal einen Spaziergang um mich abzulenken.

Beim Zurückkommen stellte ich fest, daß ein paar Reiseradler mit Rennrädern eingetroffen waren.

Am Abend kam ich mit den beiden ins Gespräch. Als ich ihnen erzählte, was ich so auf meiner Fahrradtour vorhätte, sagten sie mir, daß ich es mir unnötig schwer machen würde.

Ich wollte nämlich auf meiner Tour entgegen des Uhrzeigersinns durch Schottland fahren.

Das wäre aber verkehrt, man müsse an der Westküste nach Norden fahre, im Festland und an der Nordküste nach Osten und an der



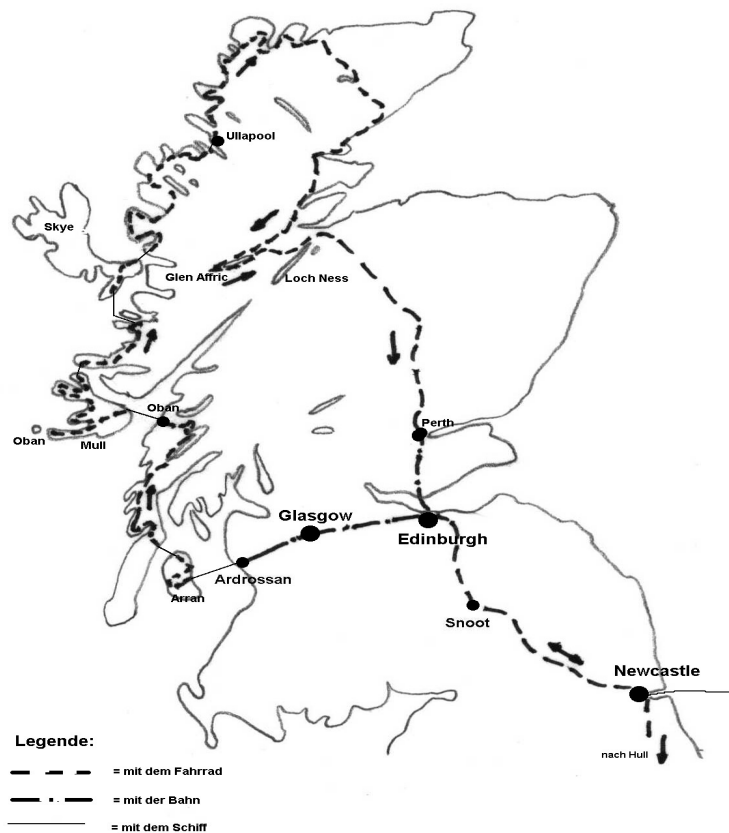
Ostküste immer nach Süden (alles im Uhrzeigersinn), da man sonst immer Gegenwind hätte.

Die beiden Glasgower verbrachten ihre Ferien immer wieder damit, Schottland mit dem Fahrrad zu bereisen und hatten über die Jahre einiges an Erfahrung gesammelt.

Sie zeigten mir dann eine der schönsten Touren, die sie gemacht hatten, auf der Landkarte.

Ich war von dem, was sie mir erzählten und auf der Karte zeigten, so begeistert, daß ich am nächsten Morgen zu genau dieser Tour aufbrach:

Der Umrundung Schottlands im Uhrzeigersinn.



Wilde Fahrt im Landrover

Heute Nacht hatte ich in der Ruine des Castle Carnasserie geschlafen. Ich wollte nämlich sehen, ob es in dem alten Gemäuer spukt.

Leider hatte ich die ganze Nacht tief und fest durchgeschlafen, und damit die Geister und Gespenster verpennt. Aber so ist das nun einmal, wenn man den ganzen Tag mit dem Fahrrad unterwegs war: Nachts kann man schlafen wie ein Bär, der Winterschlaf hält.

Zum Frühstück war ich dann bei deutschen Wohnmobilurlaubern eingeladen. Ihr Wohnmobil stand letzte Nacht unweit der Ruine.

Als ich sie gestern Abend in der Ruine traf, und ihnen gegenüber erwähnte, daß ich vorhätte, in der Ruine zu nächtigen, luden sie mich prompt für den nächsten Morgen zum Frühstück ein. Sie wollten halt wissen, wie es mir mit den Gespenstern ergangen war.

Für den Tee, den ich zum Mittag hatte, hatte ich mein letztes Trinkwasser verbraucht.

Bevor es nun mit dem Fahrrad weiterging, mußte ich mir erst neues Wasser besorgen.

In das Wasser des Loch Awe hatte ich kein Vertrauen. Also mußte ich es mit einem der sechs Häuser dieser Minisiedlung versuchen.

Meine Wahl für eins war dann auch schnell getroffen, denn zu ihm gehörte ein kleines Ponytrekkingcenter.

Vielleicht konnte man, wenn man nach Wasser gefragt hatte, gleich noch ein wenig über Pferde und über das Reiten klönen.

Nachdem ich an der Tür geklopft hatte, öffnete mir eine etwa vierzigjährige Frau.

Als sie erfuhr, daß ich aus Deutschland käme, sagte sie mir, daß gerade zwei deutsche Mädchen bei ihr arbeiten würden, die ich sofort kennenlernen mußte.

Gesagt, getan. Nachdem sie noch einmal kurz reingegangen war, um das Essen vom Herd zu nehmen, machten wir uns auf den Weg zu ihrer Pferdeweide, die am anderem Ende des Sechs-Häuser Dorfes lag.

Dort trafen wir dann Dagmar und Astrid, die gerade die Highlandponys des Trekkingcenters versorgten.

Die Highlandponys gefielen mir auf den ersten Blick. Es waren alle Schimmel. Sie waren groß, kräftig und dennoch elegant. Bestimmt überragten die größten von ihnen das Ponystockmaß um einige Zentimeter. Das kam durch die langen kräftigen Beine, die ihre ebenso kräftigen Rumpfe trugen. Ihre Mähnen waren lang und dicht und auch ihre Fesseln waren stark behaart.

Ja, beim Anblick dieser Ponys erappte ich mich:
„Wäre das nichts für dich?
Nein, noch nicht heute oder morgen.
Lerne erst einmal vernünftig reiten
und mach dein Studium zu Ende!
Aber nach dem Studium vielleicht.....?!“

Nun aber zurück zu Dagmar und Astrid. Dagmar arbeitete für ein Vierteljahr als Au-Pair in dem Treckingcenter. Ihre Freundin Astrid hatte gerade Urlaub und war auf Besuch. Schnell hatten wir uns angefreundet, so daß ich erst zu Tee und Gebäck und später zum Abendessen eingeladen wurde. Nach dem Abendessen faßen wir den Beschluß, den Abend damit zu beenden, nach Kilmartin zu fahren und dort auf ein Pint (0.57 l) Bier oder Cider (Apfelwein) ins Pub zu gehen.

Bevor es los ging, baute ich noch schnell im Garten des Treckingcenters mein Zelt auf, damit ich nach unserer Rückkehr eine Bleibe für die Nacht hatte. Da der Landrover des Treckingcenters hinten auf der Ladefläche keine Sitze hatte, zwängten wir uns zu dritt auf die vordere Sitzbank des Wagens. Irgendwie empfinde ich es immer als ein merkwürdiges Gefühl, wenn man nach mehreren Wochen der Auto-Abstinenz mal wieder in einem Auto fährt. Man hat das Gefühl, man wäre einfach viel zu schnell. So waren wir dann auch in einer halben Stunde in Kilmartin. Für die selbe Strecke in umgekehrter Richtung hatten ich am Vormittag mit meinem Fahrrad über zwei Stunden gebraucht.

Im Pub von Kilmartin trafen wir einer Gruppe deutscher Motorradurlauber. Mit ihnen verbrachten wir einen interessanten und fröhlichen Abend.

Um kurz vor elf Uhr wurden dann unsere Gespräche durch das Läuten einer Glocke unterbrochen. Der Mann hinter der Theke, der die Glocke geläutet hatte, brüllte laut:

” **Last Order please !**” .

Dies war die letzte Möglichkeit, sich für diesen Abend etwas zu trinken zu bestellen, denn nach elf Uhr darf in den meisten britischen Pubs nichts mehr ausgeschenkt werden.

Wer jetzt nicht zur Theke ging, um sich schnell noch etwas zu trinken zu holen, ging also für den Rest des Abends leer aus.

Dementsprechend brach jetzt ein Ansturm auf die Theke aus.

So erhoben sich auch einige von uns, um sich und die am Tisch Verbliebenen schnell noch mit Getränken zu versorgen.

Jedoch wollte der Abend nicht mehr so richtig gemütlich werden. Um halb zwölf begann das Personal des Pubs damit, an leerstehenden Tischen die Stühle auf den Tisch zu stellen. Auch wurde die Besitzer von halbvollen Gläsern dazu aufgefordert, diese zu leeren, damit man die Gläser abwaschen konnte.

Die Botschaft, die über den ganzen hing, war unmißverständlich:

” Bitte verschwindet jetzt, wir wollen Feierabend machen.”

Ein paar Jahre später bei einem Studienaufenthalt in Wales lernte ich, daß das nicht in allen Pubs so war.

Einmal in der Woche gab es im Ortley Arms einen Stammtisch für ausländische Studenten.

Wie in jedem anständigen britischen Pub wurde auch im Ortley um kurz vor elf Uhr die Glocke geläutet, und man konnte sich zum letzten Mal etwas zum Trinken von der Theke holen.

Kam einer zum Beispiel um halb zwölf, so hatte er Pech, und bekam nichts mehr. Jedoch wurden im Ortley Arms nicht um halb zwölf die Stühle auf den Tisch gestellt. Dafür wurden aber die Gardinen zugezogen, so daß man nicht mehr von draußen reinschauen konnte.

Ich glaube, um diesen Blickschutz zu erreichen, benutzte das Personal des Pubs sogar Wäscheklammern, um den Spalt zwischen der linken und der rechten Gardinenhälfte zu verschließen.

Um circa halb eins geschah dann ein kleines Wunder:

An der Theke wurden wieder Getränke ausgeschenkt, und man konnte sich dort wieder so viel bestellen wie man wollte.

Beim Verlassen des Pubs beschlossen Dagmar und Astrid, daß ich am nüchternsten von uns dreien sei und daher nach Hause fahren sollte. Da es mich ziemlich reizte, den alten Landrover des Treckingcenters zu fahren, brauchten die beiden auch keine großen Verzeugungskünste, um mich zum Fahren zu überreden.

Die Motorradreisenden waren zu Fuß von ihrem Campingplatz zum Pub gelaufen. Deswegen boten wir ihnen an, sie schnell noch bei ihrem Campingplatz vorbei zu fahren.

Dieser Taxidienst wäre jedoch beinahe an dem zu geringen Raumangebot der überdachten Ladefläche gescheitert. Aber schließlich fanden sie dann doch, mehr gestapelt als sitzend, alle einen Platz.

Nun konnten wir drei uns auch wieder in das Führerhaus quetschen. Irgendwie ist es ja schon ein komisches Gefühl, wenn man da sitzt, wo bei uns in Deutschland der Beifahrersitz ist und auf einmal ein Lenkrad vor sich hat.

Anfangs verleitete mich das Lenkrad auf der rechten Seite dazu, ein wenig zu weit links zu fahren. Das legte sich aber nach ein paar hundert Metern.

Was mir noch ein wenig Schwierigkeiten bereitete, war das Schalten mit der linken Hand. Es wurde auch noch dadurch erschwert, daß der Schaltknüppel zwischen Dagmars Knien eingeklemmt war.

Dadurch mußte ich bei nahezu jedem Schaltvorgang Dagmar ans Knie fassen, was mir in einer anderen Situation auf kurz oder lang eine Ohrfeige eingebracht hätte.

Ein Hund bellte. In einem der Gebäude der Farm ging ein Licht an.

Hier waren wir verkehrt. Dies war eindeutig nicht der Campingplatz!

Das war schon das zweite Mal!

Die Bande hinten auf der Ladefläche wußte nicht mehr, wo ihr Campingplatz war. Das einzige, was sie noch wußten, war, daß die Einfahrt irgendwo nach rechts rein ging.

Deswegen riefen sie dann auch jedesmal, wenn sich eine Möglichkeit dazu bot, nach vorne, daß ich rechts abbiegen sollte.

Was sollte ich jetzt machen?

Sollte ich warten, bis jemand aus dem Farmgebäude kam, um nach den nächtlichen Ruhestörern zu schauen?

Immerhin bot dies die Möglichkeit nach dem Campingplatz zu fragen.

Oder sollte ich einfach wieder schnell wenden, bevor jemand raus auf den Hof kam. So wie ich es bei der letzten Farm auch schon gemacht hatte. Vielleicht war dann ja die nächste Einfahrt nach rechts tatsächlich die, die zum Campingplatz führte.

Ich entschied mich zum schnellen Wenden.

Glück hatte ich dann auch mit der nächsten Einfahrt nach rechts.

Sie führte tatsächlich zum Campingplatz.

So wurden wir dann schließlich die Bande auf der Ladefläche wieder los und konnten zurück zum Treckingcenter fahren.

Dort angekommen begaben wir uns dann schnell zur Nachtruhe, da wir alle ziemlich müde waren.

Eigentlich wäre ich ja heute am liebsten mit Dagmar und Astrid ausgeritten. Leider wurde nichts daraus, da eine Reisegruppe erwartet wurde, für die man alle Ponys brauchte.

Also hieß es mal wieder Abschied nehmen und weiterradeln.

Anfangs fuhr ich auf der selben Strecke, auf der ich mit den beiden gestern schon eine kleine Fahrradtour gemacht hatte. Obwohl die Straße eigentlich am Loch entlang führte, was eine ebene Straßenführung versprach, konnte sie mit Steigungen bis zu zwanzig Prozent aufweisen.

Gestern hatten wir es uns einfach gemacht und waren an dem Schild, das die erste Steigung von zwanzig Prozent ankündigte, einfach umgekehrt.

Heute mußte ich aber darüber hinweg, wenn ich weiter nach Oban wollte.

Da half dann nur das Runterschalten in die Berggänge und Zähne zusammenbeißen. Meist versuchte ich, solche Steigungen fahrend zu meistern, auch wenn ich letztendlich dabei nur noch Schrittempo fuhr. Aber ein vollbepacktes Fahrrad berghoch zu schieben, finde ich fast noch anstrengender, als es zu fahren.

Mein Ziel, das ich mir für heute noch gesetzt hatte, war die kleine Stadt Oban.

Von dort aus wollte ich dann mit der Autofähre, weiter zur Insel Mull, fahren.

Die Insel Mull

Heute regnete es nicht, sondern es goß in Strömen.
Eigentlich war heute ein Tag zum im Zelt liegen und Faulenzen, aber keiner, um mit dem Fahrrad unterwegs zu sein.
Leider hatte ich aber schon die letzten beiden Tage in Oban mit Faulenzen zugebracht, während ich auf ein dringend benötigtes Fahrradersatzteil wartete.
Nun wollte ich endlich wieder weiter, trotz Regen.
Ein bißchen hoffte ich ja auch noch, die anderen drei deutschen Reiseradler einzuholen, die gestern mit der Fähre nach Mull übergesetzt waren. Zusammen mit ihnen hatte ich zwei tolle Tage verbracht.
Leider mußte ich den nagelneuen vorderen Umwerfer meiner Gangschaltung, für den ich in Oban zwei Tage gewartet hatte, noch ein wenig nachjustieren, da in den Berggängen die Kette noch ein wenig an ihm schliff.
Was ich jetzt brauchte war ein trockenes Plätzchen zum Schrauben.
Da paßte es sich gut, daß ich gerade an einer Tankstelle vorbei kam. Der Zapfsäulenbereich war nicht überdacht, aber dafür war das Rolltor zur Werkstatt gerade geöffnet.
Ich schob mein Fahrrad zum Rolltor und fragte, den Werkstattbesitzer, der gerade ein Gespräch mit einem Kunden führte, ob ich mich nicht kurz einmal für eine kleine Reparatur unterstellen dürfte.
Dieser entgegnete nur, daß er das nicht wolle.
Nachdem ich der Miene des Kunden entnahm, daß er wenig Verständnis für die Entscheidung des Werkstattbesitzers hatte, hätte ich ihm ja beinahe in Gegenwart des Werkstattbesitzers gesagt, daß er doch lieber nach einer anderen Werkstatt Ausschau halten solle.
Etwa einen Kilometer weiter hatte ich dann Glück.
Ich kam an einer Scheune mit einladend geöffneten Toren vorbei. Jemanden zum Fragen gab es nicht.
Daher schob ich mein Fahrrad einfach so in das Innere der Scheune. Bekräftigt wurde ich dabei noch durch ein Schild, das besagte, daß diese Scheune mit Fördermitteln der EG gebaut worden war.
Da soll einer kommen und mich hier rausschmeißen!
Dem werde ich erst einmal erzählen, daß auch deutsche Steuergelder beim Bau dieser Scheune mitgewirkt hatten, und daß

es dafür wirklich nicht zuviel verlangt wäre, einem deutschen Fahrradurlauber für eine kleine Reparatur an seinem Fahrrad Unterschluß zu gewähren.
Nach einer Viertelstunde, in der niemand kam, um mich hinaus zu werfen, hatte ich dann die Arbeiten an meinem Fahrrad beendet und konnte weiterfahren.
Es war erst drei oder vier Uhr, aber ich hatte keine Lust mehr zum Radfahren.
Die Klamotten unter der Regenjacke waren durchgeschwitzt. Im Inneren meiner Kapuze hatte sich meine Atemluft niedergeschlagen und an den Ärmeln meiner Gore-Tex Jacke kroch so langsam die Nässe hoch.
Kurz gesagt, eigentlich spielte es keine Rolle mehr, daß ich Regensachen trug. (Drinnen war es genau so naß wie draußen.)
Zum Zelten hatte ich bei diesem Wetter auch keine Lust, nicht mit all den nassen Klamotten.
Also es mußte etwas Trockenes sein, eine Brücke oder Scheune oder vielleicht sogar ein Bed & Breakfast House.
Schließlich kam ich bei einer kleinen Farm vorbei, die etwa zweihundert Meter neben der Straße lag.
Neben dem Wohnhaus gab es einen alten Wohnwagen und, was für mich das Wichtigste war, eine kleine, flugzeughangarförmige Scheune auf dem Grundstück.
Na, da müßte man ja mal fragen, ob man nicht in der Scheune schlafen dürfte, oder ob man zumindest auf dem Gelände der Farm zelten könnte.
Als ich das Haus erreichte, und gerade den Windfang vor der Eingangstür betreten wollte, überraschte mich ein kleines Shetlandpony, das dort stand.
Die Überraschung war beidseitig, und so versuchte das Shetty sein Glück in der Flucht, wobei es mich beim Verlassen des Windfangs beinahe über den Haufen rannte.
Da mich einer der Hausbewohner bereits durch eines der Fenster gesehen hatte, wurde mir die Tür geöffnet, bevor ich dazu kam anzuklopfen.
In der Tür stand nun ein langer hagerer Mann im Alter von etwa fünfzig Jahren.
Eigentlich hoffte ich ja auf eine trockenen Schlafplatz in der Scheune, da ich jedoch nicht mit der Tür ins Haus fallen wollte,

fragte ich zunächst, ob ich hier nicht irgendwo in der Nähe zelten dürfte.

Der Alte antwortete mir, daß heute wahrlich kein Wetter zum Zelten sei, und fragte, ob ich nicht lieber in dem kleinen Wohnwagen, der auf dem Grundstück stand, schlafen wollte.

Vorsichtshalber fragte ich noch nach dem Preis für diese Unterkunft. Als der Alte mir dann antwortete, daß sie gratis wäre, war mein Glück mal wieder komplett.

Nun konnte ich zur Besichtigung meines Nachtquartiers schreiten.

Es war ein kleiner alter Wohnwagen von etwa dreieinhalb Metern Länge.

Was jedoch besonders auffiel waren die Stahlseile, die über das Dach des Wohnwagens liefen. Am Boden waren diese Seile an dicken, einige hundert Kilo schweren Steinen befestigt.

Zweifelsohne sollte diese Maßnahme den Wohnwagen davor schützen bei einem Sturm umgeschmissen oder gar weggeweht zu werden.

Zugleich dokumentierte sie wie stürmisch es hier in der Gegend sein konnte.

Beim Betreten des Wohnwagens fiel mir zunächst der halbvolle Eimer mit Wasser auf, der in der einen Hälfte des Wagens stand. Von der Decke tropfte es genau in den Eimer.

Fließendes Wasser gab es hier also auch.

Zum Glück war auf der Hälfte des Wagens, in der das Bett stand, die Decke des Wagens noch in Ordnung.

Schnell hatte ich meine Sachen vom Fahrrad abgeladen und in den Wohnwagen gepackt, um es mir dort gemütlich zu machen.

Kurze Zeit später brutzelte dann auch schon das Abendessen auf meinem Trangia-Kocher.

Nachdem ich gegessen hatte, legte ich mich auf meinen ausgebreiteten Schlafsack ins Bett, um in Gedanken noch einmal kurz die Ereignisse des heutigen Tages Revue passieren zu lassen.

Da klopfte es an der Tür.

Draußen stand der Alte und fragte mich, wie mir meine neue Unterkunft gefallen würde, und ob ich keine Lust hätte, auf eine Tasse Tee mit ins Haus zu kommen.

Ich sagte zu, denn schließlich war dies mal wieder eine gute Möglichkeit, etwas über Land und Leute zu erfahren.

Die Frau des Farmers hatte bereits eine Kanne mit Tee zubereitet, die nun dampfend auf dem Ofen im Wohnzimmer stand.

Petroleumlampen beleuchteten das Haus, obwohl es auch eine elektrische Beleuchtung gab.



Irgendwie sah man mir wohl an, daß ich darüber ein wenig verdutzt war, und man erklärte mir, daß der Strom schon seit mehreren Tagen ausgefallen sei. Ein Notstromaggregat so wie die meisten Nachbarn eines hätten, habe man

nicht, und außerdem wäre es ohne Strom auch gar nicht so schlimm. Den Wohnwagen hatte sich das Farmerpaar einige Jahre, nachdem ihre Kinder ausgezogen waren, zugelegt, um gelegentlich mal die Gesellschaft von durchreisenden Touristen zu haben.

Sehr viel mußte ich ihnen von den Ereignissen und den sozialen Problemen der deutschen Wiedervereinigung erzählen, die gerade erst ein Jahr her war.

Im Gegenzug erfuhr ich viel über Schottland.

Ein wenig bedrückt wurde die Stimmung, als wir anfangen, uns über schottische Hochlandrinder zu unterhalten.

Bisher hatte ich diese Tiere auf meiner Reise nur ein einziges Mal gesehen.

Dafür hatte ich schon etliche Exemplare in Deutschland gesehen.

Sollte es etwa in Deutschland mehr Hochlandrinder geben als in Schottland?

Man erklärte mir, daß es in der Vergangenheit auch hier in Schottland modern war, schwarzbunte Hochleistungsrinder zu züchten.

Nur einige Farmer, die sehr traditionsbewußt waren oder aber kein Geld für teure Ställe, Futtermittel und Medikamente hatten, hielten weiterhin ihre robusten genügsamen Hochlandrinder.

Erst als es auf dem Festland und speziell in Deutschland modern wurde, Hochlandrinder zu besitzen, wurden diese traditionsbewußten Farmer mit einem lukrativen Geschäft belohnt.

Leider versickerte jedoch diese Einnahmequelle plötzlich mit dem

Auftreten einer BSE (Rinderwahnsinn) genannten Krankheit, welche ein Exportverbot für britische Rinder zur Folge hatte.

Dieser Verlust seiner besten Einnahmequelle machte auch meinem Gastgeber, der selber Hochlandrinder hielt, zu schaffen.

Ein bißchen heiterer wurde die Stimmung wieder, als ich das Shetlandpony erwähnte, das mich beinahe umgerannt hatte.

Ursprünglich gehörte dieses kleine freche Pony der Tochter des Farmerpaares.

Seitdem sie aber weggezogen war, zog es mit den Schafen durch die Berge. Nur noch von Zeit zu Zeit kam es zum Haus, um sich ein paar Leckereien abzuholen.

Schließlich wurde es Zeit zum Schlafengehen, so daß ich mich von meinen beiden Gastgebern verabschiedete, um mich in „meinen“ Wohnwagen zurückzuziehen

Am nächsten Morgen stand ich früh auf.

Eigentlich hatte ich ja heute vor gehabt, dem Farmer für einen halben oder ganzen Tag bei seiner Arbeit hilfreich zur Hand zu gehen.

Zum einen, um mich ein wenig für die gewährte Gastfreundschaft zu revanchieren, zum anderen aber auch, um ein wenig mehr über das Leben der Menschen hier an der Westküste Schottlands zu erfahren.

Leider wurde daraus aber nichts, da der Farmer mittags einen wichtigen Geschäftstermin hatte.

Jedoch konnte ich ihm dann schließlich doch noch bei einer Sache helfen, die im sehr wichtig war: Gestern hatte er in den Bergen sein Fernglas verloren.

So brachen wir heute morgen also zu Fuß auf, um nach dem Fernglas zu suchen.

Bei unserem Fußmarsch wurden wir von zwei der fünf Bordercollies des Farmers begleitet.

Diese Hunde waren Schäferhunde mit Leib und Seele. Kaum kam ein Schaf in Sicht, mußten sie auch schon zurückgehalten werden, da sie losstürmen wollten, um das Schaf in die Richtung des Farmers zu treiben.

Mit der Zeit fiel es mir schwer, berghoch mit dem Farmer Schritt zu halten.

Dieser war durch seine tägliche Arbeit bestens für das Gehen in diesem Gelände trainiert.

Daher war ich fast schon ein wenig glücklich, daß der Wind immer wieder kurze aber kräftige Regenschauern heran blies.

Diese führten dazu, daß wir immer mal wieder, für fünf oder zehn Minuten, unter Felsvorsprüngen oder hinter großen Steinen Schutz suchen mußten.

Diese Verschnaufpausen konnte ich dann immer gut gebrauchen.

Schließlich erreichten wir dann den Grad, auf dem er gestern sein Fernglas verloren hatte.

Dort suchten wir getrennt voneinander nach dem Fernglas.

Irgendwann rief er mich zu sich.

Ich dachte zunächst, daß er das Fernglas gefunden hatte.

Als ich zu ihm ging, hielt er jedoch statt seines Fernglases eine Feder in der Hand.

Sie war fast vierzig Zentimeter lang und etwa 6 Zentimeter breit!

Als er sie mir schenkte, sagte er mir, daß es sich um eine Feder eines Golden Eagle (Goldadlers) handeln würde.

Eine Adlerfeder!

Für mich hatte sich der Weg hier hoch auf alle Fälle schon einmal gelohnt.

Nun mußten wir nur noch das Fernglas finden.

Ich hatte gerade wieder die Stelle erreicht, an der ich gesucht hatte, als er mich abermals rief.

Diesmal hatte er tatsächlich das Fernglas gefunden.

Nachdem wir diesen Fund mit ein paar Stückchen Schokolade gefeiert hatten, machten wir uns an den Abstieg.

Das Bergabgehen in dem Eilschritt des Farmers fiel mir auch nicht leichter als das Bergaufgehen. Meine Trittsicherheit war bei weitem nicht so gut wie die des Farmers.

Plötzlich stoppte er und deutete mit den Finger in den Himmel.

Da sah ich ihn auch.

Mit weit ausgebreiteten Schwingen zog er seine Kreise. Deutlich konnte man sehen, wie er mit den Schwanzfedern seinen Flug lenkte.

Schließlich stieß er einen Schrei aus!

Beim Anblick des Adlers geriet ich ins Träumen.

Wie frei muß man sich wohl fühlen, wenn man da oben am Himmel durch diese grandiose Gebirgslandschaft gleitet.

Ich glaube, als Adler müßte ich von Zeit zu Zeit immer mal wieder schreien, um meinen Glücksgefühlen freien Lauf zu lassen.

Ganz ähnlich ist es ja auch mit meinem „Jahoooo“, welches ich manchmal dann ausstoßen muß, wenn ich mal wieder ganz allein in einer grandiosen Landschaft unterwegs bin.

Irgendwie muß ich dann, wenn mich der Anblick der Landschaft überwältigt hat, meinen Glücksgefühlen in die Landschaft hinaus posaunen.

Schließlich erreichten wir wieder die Farm.

Nun war mal wieder die Zeit des Abschiedes gekommen.

Er mußte gleich zu seinen Geschäftstermin und da wollte ich nicht weiter stören. Nachdem ich mich von ihm und seiner Frau verabschiedet hatte, machte ich mich dann wieder auf dem Weg.

Zum Glück hatte sich das Wetter inzwischen gebessert.

Der Wind war schwächer geworden und brachte auch keine Regenschauern mehr herbei. Gelegentlich lugte sogar die Sonne zwischen die Wolken hindurch.

Da machte auch das Radfahren wieder Spaß.

Mein Ziel, das ich mir für heute vorgenommen hatte war die kleine Insel Iona, die dem Westende der Insel Mull vorgelagert war.

Die Insel Iona

Bei der Überfahrt über die Meerenge, die Iona von Mull trennt, stampfte und schlingerte die kleine Autofähre.

Ich stand an Deck und ließ mir den Wind um die Nase wehen. Unten in den Aufenthaltsraum wollte ich nicht gehen. Da roch es jetzt bestimmt nach Zigarettenqualm und Erbrochenem. Es herrschten also da unten die besten Bedingungen, um seekrank zu werden.

Schließlich legten wir auf Iona an.

Um gegen den Sturmwind überhaupt anzukommen, mußte ich beim Radfahren teilweise bis in die Berggänge runterschalten.

Nach einigem Suchen fand ich einen einigermaßen windgeschützten Platz zum Zelten. Beim Aufbauen meines Zeltens bemerkte ich jedoch, daß er doch nicht so gut geschützt war, wie ich anfangs dachte.

Mein Igluzelt wurde von dem Wind plattgedrückt wie eine Flunder.

Zunächst versuchte ich durch Verändern des Winkels der Abspannschnüre das Problem zu lösen. Das half jedoch nur wenig, und außerdem rissen jetzt die Schnüre so an der Zeltbahn, daß ich Angst um diese haben mußte.

Sollte ich vielleicht einfach mein ganzes Gepäck in die Wind zugewandte Spitze des Zeltens bringen, damit der Gepäckberg das Zelt abstützt?

Nein, das war auch keine gute Idee. Das Innenzelt würde am Außenzelt anliegen. Dann brauchte es nur noch zu regnen, und das Innere des Zeltens würde naß werden.

Plötzlich hatte ich eine Idee.

Sollte ich mein Zelt etwa verkehrt herum aufgebaut haben?

Ich hatte es so aufgebaut, daß die spitze Seite des Zeltens in den Wind zeigte, damit das Zelt dem Wind möglichst wenig Widerstand bot.

Aber vielleicht konnte ja die Gestängekonstruktion des Zeltens Seitenwind besser vertragen.

Ich drehte also mein Zelt. Nun stand es mit der Breitseite im Wind.

Ja, es stand. Ich hatte sogar das Gefühl, daß der Wind das Zelt nun aufblies wie eine Traglufthalle.

Zum Glück war der Eingang des Zeltens immer noch einigermaßen windgeschützt. Nun konnte ich mein „Heim“ beziehen.

Diese Nacht schlief ich nicht sehr gut.

Ich hatte Angst, daß der Wind das Zelt mit mir drinnen fortreißen könnte. Das Meer war nicht weit und runter zum Meer gab es außerdem noch steile Klippen.

Heute Morgen war es genau so windig wie gestern abend.

Nachdem ich alles gepackt hatte, fuhr ich zurück zum Hauptort der Insel Iona. Dabei mußte ich heute als Belohnung für die gestrige Schinderei gar nicht treten beim Fahren. Der Wind blies mich vor sich her.

Im Ort angekommen erkundigte ich mich nach den Booten, die zu der kleinen Insel Staffa fahren.

Die Insel Staffa ist ein Naturwunder aus Basalt. Sie besteht aus sechseckigen ca. 15 Meter hohen Basaltsäulen, auf denen ein unförmiger Gesteinsklotz ruht. An ihren Felswänden gibt es zahlreiche Höhlen. In ihnen vereint sich das Echo des Meeresrauschen mit dem Geschrei der Seevögel zu einem wahren Konzert.

So stand es zumindest in meinen Reiseführer.

Leider fuhr wegen der rauhen See kein Boot zur Insel Staffa.

Auch hielten es die Bootsführer aufgrund des Wetterberichtes für eher unwahrscheinlich, daß sie am nächsten Tag fahren konnte.

Mehrere Tage warten, um die Insel Staffa besichtigen zu können, wollte ich nicht.S

Also faßte ich den Beschluß, weiterzureisen.

Mittags schaukelte mich die kleine Autofähre wieder zurück nach Mull.

Kurz vor der Abfahrt hatte ich mir noch ein paar Postkarten von Staffa gekauft, um auf ihnen wenigstens das Naturwunder zu Gesicht zu bekommen.

Schottische Uhren gehen langsamer

Bei dem Fähranleger angekommen stellte ich zunächst einmal fest, daß die Fähre laut Fahrplan erst in zwei Stunden abfahren würde. Mir blieb also genug Zeit die Whiskey-Destillation des kleinen Städtchens Tobermorry zu besichtigen.

Als ich bei der Destillation mit meinem Fahrrad ankam erfuhr ich dort, daß die nächste Führung in etwa einer halben Stunde beginnen würde. Das machte nichts, ich hatte ja noch genug Zeit bis die Fähre abfuhr.

Zum Glück gab es ja auch noch eine Eisdielen unweit der Destillation. Also überbrückte ich die Zeit erst einmal mit Eis essen und Kaffee trinken.

Als ich pünktlich zum Führungstermin wieder da war, sagte mir der Pförtner, daß ich mich noch ein paar Minuten gedulden müsse. Aus den paar Minuten wurde dann eine halbe Stunde. Mir kamen schon Zweifel, ob es nicht besser wäre, die Besichtigung „abzublase“, um die Fähre, die in einer Stunde fuhr, nicht zu verpassen.

Schließlich fuhr die Fähre nur zweimal am Tag rüber aufs Festland, und dies war ihre zweite und damit letzte Abfahrt für heute.

Was mich beim Warten auch wunderte, war, daß scheinbar niemand sonst die Destillation besichtigen wollte.

Schließlich wurde mein Warten doch noch belohnt. Ich erhielt eine Einzelführung durch die Destillation.

Ich konnte also bei Dingen, die ich nicht ganz verstanden hatte, fragen. Ein bißchen enttäuscht war ich ja darüber, daß man auch in dieser kleinen traditionsbewußten Destillation den Malz, den man für die Whiskyherstellung brauchte, nicht mehr selber herstellte, sondern aus einer Malzfabrik auf dem Festland einkaufte.

Schmunzeln mußte ich, als mir das Destillationsverfahren erklärt wurde. Die Destillation hatte nämlich

eine Pipeline ins Meer. Beim Anfahren des Destillationprozesses wurde der erste gewonnene Whisky durch diese Leitung ins Meer geleitet, weil dieser geringe Anteile Methanol enthielt. Gleiches geschah auch mit dem am Schluß gewonnenen Whiskey, weil dieser nur noch einen geringen Prozentsatz Alkohol enthielt.



Was mich aber zum Schmunzeln bewegte, war der Gedanke an die armen Fische, die am Ende dieser Pipeline lebten. Sicherlich waren einige von ihnen Alkoholiker.

Als ich die Destillation verließ, stellte ich mit Schrecken fest, daß es schon vier Uhr war, und um vier Uhr sollte ja meine Fähre rüber aufs Festland losfahren.

Zum Glück war es ja nur ein Weg von etwa fünf Minuten zum Fähranleger. Ich schwang mich also auf mein schwer gepacktes Fahrrad und radelte, was das Zeug hielt.

Beim Fähranleger angekommen, stellte ich mit Erleichterung fest, daß die Fähre noch da war und noch keine Anstalten machte abzulegen.

Es war eine sehr kleine Autofähre, so klein, daß gerade mal vier Pkws darauf paßten.

Das machte aber nichts, da es heute auch nur ein einziges Auto gab, das rüber aufs Festland wollte.

Gestrichen war dieses Schiff weiß-schwarz mit roten Schornstein, wie alle Schiffe der Caledonian Mc. Brain Reederei. Aber irgendwie wirkte diese Fähre auf mich, als wenn sie ursprünglich mal grau gewesen wäre und 1944 schon als Landungsboot bei der Invasion Soldaten zu den Stränden der Normandie transportiert hätte.

Als ich nach dem Fahrplan schaute, war mir schon der Dreimastschoner, der im Hafen vor Anker lag, aufgefallen.

Nun, als ich an Bord der Fähre ging, entwickelte sich drüben auf dem Segler rege Aktivität.

Der Anker wurde gelichtet und einige der Segel gesetzt.

Ganz offensichtlich wollte man in See stechen.

Gerne wäre ich jetzt da drüben an Bord gewesen.

Leider war ich aber hier auf der Fähre.

Zumindest hätte ich aber gerne zusehen wie das Schiff unter Segeln aus dem Hafen auslief.

Letzteres dachten dann wohl die meisten Leute an Bord, einschließlich der Besatzung.

So kam es, daß wir mit dem Ablegen warteten, bis der Großsegler so langsam Fahrt aufnahm. Erst dann legten auch wir ab und liefen auf Parallelkurs in etwa 50 Meter Entfernung zum Segler aus dem Hafen aus.

Man konnte nun zusehen, wie die Besatzung Segel auf Segel in die Höhe hißte, während die Fahrt des Schoners unter jedem neu gehißten Segel schneller wurde.

Schließlich bot sich uns der Schoner unter fast vollem Zeug dar. Leider führte der Schoner an seinem vorderen Mast keine Rahsegel. Schön wäre es ja gewesen, auch noch zu sehen wie die Seeleute drüben in den Mast aufenterten, um diese großen rechteckigen Segel zu setzen.

Aber ich will ja nicht undankbar sein, der Schoner bot auch ohne Rahsegel einen großartigen Anblick.

Schließlich trennten sich dann unsere Kurse. Wir liefen das Festland an, während der Großsegler, gegen den Wind ankreuzend, auf die offene See hinaus segelte.

Als wir das Festland erreichten, hatten wir fast eine Stunde Verspätung. Aber das kümmerte keinen, denn schottische Uhren gehen halt langsamer.

Schiffbruch

Hoffentlich klappte das mit meiner Nachricht auf dem Anrufbeantworter.

Es wäre doch ganz schön dumm, wenn ich morgen in Altnaharrie stehen würde und auf ein Fährboot wartete, das nicht kommt.

Ich hatte mir vorgenommen, eine Abkürzung zu nehmen.

Anstatt den Loch Broom auf der Straße zu umrunden, was einen Umweg von fast 50 km bedeutet hätte, wollte ich die Fähre benutzen, welche über den Loch nach Ullerpool fuhr.



Das Dumme an diesem kleinen Boot war halt nur, daß es nicht regelmäßig fuhr.

Man mußte den Fährmeister, der in Ullapool lebte, erst anrufen. Das hatte ich auch getan, leider hatte ich aber nur diese blöde Maschine erreicht. Und das bei meinem Englisch!

Ich bog mit meinem Fahrrad auf eine Nebenstraße ab.

Diese führte mich zunächst durch ein kleines Wäldchen, ein Wäldchen mit so richtig dicken Laubbäumen.

Irgendwie genoß ich es regelrecht, durch dieses Wäldchen zu fahren, denn solche Bäume hatte ich seit Wochen schon nicht mehr gesehen.

Am Waldrand traf ich eine Reiterin, die mit schwerbepacktem Pferd und einem Bordercollie von Wales nach Nordschottland unterwegs war.

Sie war auf der Suche nach einem Lagerplatz für die Nacht.

Da wir uns viel zu erzählen hatten, ging es nun gemeinsam weiter.

Sie führte ihr Pferd, ich mein Fahrrad.



Aber irgendwie wurde das Gras dann doch immer spärlicher je weiter wir uns von der Talsohle entfernten. Deshalb beschloß sie umzukehren, um unten im Tale weiterzusuchen. So trennten sich unsere Wege wieder.

Schade eigentlich!

Aber sie zu fragen, ob ich sie zurück ins Tal begleiten dürfte, erschien mir dann doch zu aufdringlich. Beim „Good Bye“ sagen mußte ich noch versprechen, daß ich bei unserem nächsten Treffen auch mit einem Pferd und nicht wieder mit einem Fahrrad unterwegs sein würde.

Irgendwie verschlechterte sich, nachdem wir uns getrennt hatten, meine Laune doch ziemlich. Was nicht ungestraft blieb:

Es fing an zu regnen und der „Landrover Track“, auf dem ich unterwegs war, wurde so schlecht, daß ich mein Fahrrad schieben mußte.

Schließlich erreichte ich doch noch Altnaharrie.

Aber was war das?

Altnaharrie bestand nur aus einer kleinen, ländlichen Hotelanlage. Von dieser ging aber eine eigenartige Stimmung aus. Alle Fenster waren beleuchtet, aber nirgends war jemand zu sehen.

Ich dachte mir: Schnell weiter zum Strand. Vielleicht findet sich ja da ein Plätzchen für dein Zelt.

Beim Strand angekommen wurde ich erst einmal enttäuscht. Dieser war sehr steinig und höchstens 100 Meter breit. Was aber das schlimmste war, er gehörte offensichtlich zur Hotelanlage dazu.

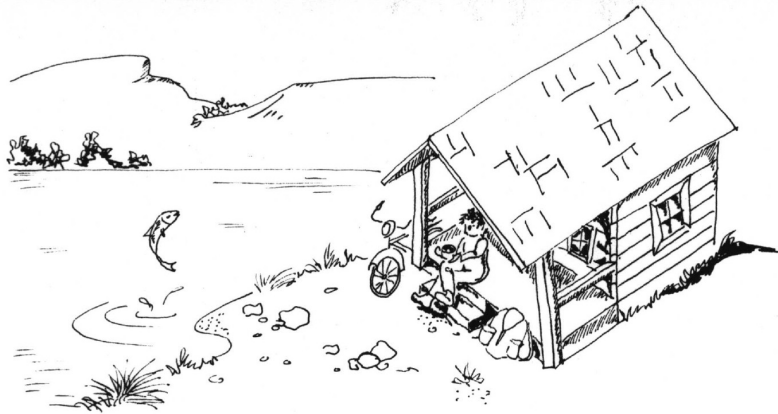
Hier konnte ich nicht zelten.

Sollte ich es vielleicht doch im Umland versuchen?

Nein, viel zu steinig und zu sumpfig und außerdem wurde es schon dunkel.

Aber da gab es ja noch diese winzig kleine Hütte am Ende des Strandes. Sie war nicht größer als ein Gartenhäuschchen aus dem Baumarkt. Zum Glück hatte sie eine überdachte Terrasse. Diese war zwar nur etwa 1 Meter mal 2 Meter groß, aber sie war trocken.

Das müßte für die Nacht reichen, und der Besitzer wird wohl nichts dagegen haben, wenn ich morgen wieder alles ordentlich hinterließe.



So zwischen Aufstehen und Frühstück, genauer gesagt bei der Morgentoilette fand ich dann noch eine Blechtasse, die jemand als Aschenbecher mißbraucht hatte. Das kam mir doch sehr gelegen, denn gestern erst hatte ich meine verloren, als ich am Loch Maree, von Tausenden von Kribbelmücken angetrieben, einen Packtaschen-Einpackrekord aufstellen mußte.

Gleich nach dem Zähneputzen wurde die Tasse geschrubbt. Um den Besitzer der Tasse machte ich mir nur wenig Gedanken, denn wer eine Blechtasse so mißhandelt, hat sie auch nicht verdient.

Die ehemalige Besitzerin der Tasse lernte ich kurz darauf kennen. Es war ein norwegisches Au-Pair Girl, welches normalerweise in der Hütte lebte.

Sie kam, als ich gerade mit „meiner“ Tasse in der Hand auf „meiner“ Terrasse beim Frühstück saß. Nachdem ich ihr eine Tasse Kaffee angeboten hatte, war mir auch für das Nächtigen auf der Terrasse und das Aneignen der Tasse verziehen.

Kaum war ich mit Frühstück fertig, kam schon die Fähre. Es war lediglich ein kleines Kajütboot, vielleicht sieben oder acht Meter lang.

Ich verfiel ein wenig in Panik, kramte wieder einmal meinen ganzen Kram in Rekordtempo zusammen und stopfte ihn in die Packtaschen. Dabei richtete ich besonderen Augenmerk auf meine Tasse.

Als die Fähre anlegte, hatte jedoch immer noch nicht alles seinem Platz am Fahrrad gefunden. So ging ich zunächst einmal ohne mein Fahrrad zum Anlegesteg, um den Fährmann zu fragen, ob er nicht noch eine Viertelstunde warten könnte, bevor er zurück nach Ullerpool führe.

Dieser versicherte mir, daß dies überhaupt kein Problem sei, da er sowieso erst einmal zum Fischen fahren wollte.

Der Fährmann hatte inzwischen mit seinem Boot ein knappes Dutzend Reusen unweit des Ufers ausgelegt.

Als er nach etwa einer Stunde wieder anlegte, freute ich mich schon darauf, daß es nun wieder weiterginge.

Nur noch schnell das Rad aufs Boot laden und dann geht's rüber, dachte ich mir.

Damit hatte ich mich aber getäuscht, denn als ich gerade mit meinem ganzen Kram an Bord klettern wollte, sagte mir der Fährmann, daß die Fähre nun kaputt sei, und er sie erst einmal reparieren müßte.

Also blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten und dem Fährmann bei der Reparatur zuzusehen. Der Fehler am Motor war auch schnell behoben. Eine gerissene Treibstoffleitung mußte durch eine neue ersetzt werden.

Nachdem diese Arbeit beendet war, wollte er jedoch gleich noch die Ursache für die kaputte Leitung beheben. Zwei der vier Gummipuffer, auf denen der Motor gelagert war, waren gebrochen. Dadurch hatte der Motor zuviel Bewegungsfreiheit, was unter anderem die kaputte Treibstoffleitung zur Folge hatte.

Ich sah, daß das Auswechseln der Gummipuffer einiges an Zeit in Anspruch nehmen würde und beschloß zu helfen, um das Ganze ein wenig zu beschleunigen.

Ein paar Minuten später saßen wir beide mit hochgekrempeelten Ärmeln und schmierigen Händen über den Motor gebeugt. Mit vier Händen und teilweise durch Rohre verlängerten Schraubenschlüssel gelang es uns, die Puffer auszuwechseln.

Als wir gerade beim "Schrauben" waren, erreichten zwei andere deutsche Reiseradler den Anlegesteg. Einer von ihnen fragte auf Englisch, ob dies die Fähre nach Ullerpool wäre.

Irgendwie wirkte er doch ein wenig geschockt, als ich von meiner Arbeit kurz abließ, um ihm auf Deutsch zu erklären, daß dies zwar die Fähre wäre, der Fährmann und ich sie aber erst noch reparieren müßten.

Als alles fertig war, lud mich der Fährmann ein, eine Probefahrt zu machen. Als wir den Motor zwecks Probefahrt angelassen hatten, kamen die beiden anderen Deutschen herbeigeeilt, weil sie dachten, daß es jetzt los ging.

Als sie uns am Steg erreichten, sagte ich ihnen, daß wir nur eine kleine Probefahrt machen würden. Und, daß wir in spätestens einer Viertelstunde wieder da wären, es sei denn, die Maschine würde uns "verrecken" und die ablaufende Tide würde uns auf den Atlantik hinausspülen.

Während der Probefahrt kontrollierte der Fährmann die Reusen, und ich steuerte das Boot.

In einigen der Reusen waren wunderschöne, rosafarbene Muscheln, jene wie man sie aus den Memory-Spielen kennt.

Nachdem ich mich an die doch recht träge Reaktion des Bootes gewöhnt hatte, ging das mit dem Steuern recht gut.

Als ich auf eine der letzten Reusenbojen zusteuerte, bemerkte ich, daß wir zuviel Fahrt hatten und an der Boje vorbei treiben würden. Deswegen versuchte ich das Boot mit dem Rückwärtsgang zu bremsen, wie ich es schon zuvor einige Male gemacht hatte.

Leider gab ich diesmal aber zu zaghaft Gas und „würgte“ den Motor ab. Dies schien zunächst kein größeres Problem zu sein, gab es

doch einen Knopf mit der Aufschrift „Start“ auf dem Armaturenbrett. Jedoch gab der Motor beim Drücken diese Knopfes lediglich ein klickendes Geräusch von sich.

Der Fährmann sagt mir, daß ich einfach nur an den Keilriemenscheiben des Motor zu drehen bräuchte, bis der Anlasser klickte. Ich drehte und drehte und drehte hin und her, aber weder klickte der Anlasser, noch konnte man den Motor wieder starten.

Als nächstes versuchte ich mit einem Hammer, den ich auf den Anlasser schlug, den Magnetschalter des Anlassers wieder zum Funktionieren zu bringen.

Inzwischen wurden wir zwar nicht von der ablaufenden Tide in den Atlantik gespült, aber vom Wind weiter ins Loch hinein getrieben. Damit wir nicht noch weiter abgetrieben wurden, warf der Fährmann den Anker aus und versuchte sich ebenfalls im Drehen und Hämmern, leider nicht mit mehr Erfolg als ich.

Als wir etwas später ein Ausflugsboot von der See kommend Richtung Ullerpool fahren sahen, fragten wir den Kapitän über Funk, ob er uns nicht nach Ullerpool schleppen könnte. Dieser willigte ein. Der Fährmann hoffte, daß es in Ullerpool jemanden gab, der den Motor reparieren konnte.

Etwa fünf Minuten später manövrierte das Ausflugsboot rückwärts an uns heran. Während der Fährmann am Heck stand und den Anker wieder lichtete, stand ich am Bug, um von dort aus ein Seil zu dem Ausflugsboot hinüber zu werfen.

Mit „brabbelden“ Dieseln näherte sich uns das Ausflugsboot im Rückwärtsgang. Seine kochtopfdicken Auspuffrohre am Heck, welche sich unglücklicherweise in meiner Gesichtshöhe befanden, pusteten mir ihren Abgase entgegen, was meinen Job nicht unbedingt angenehmer machte.

Aber schließlich gelang es mir doch, das Seil einem Besatzungsmitglied des Ausflugsbootes zuzuwerfen.

Kurze Zeit später schleppte der „Ausflügler“ uns mit „röhrenden“ Dieseln unter viel zu schneller Fahrt über das Loch.

Unser Boot wurde in Gleitfahrt, für die es zweifelsohne nicht konstruiert war, hinter ihm hergezogen.

Durch diese Gleitfahrt lag unser Boot sehr instabil im Wasser, so kam es zum Beispiel in dem Moment, als wir beide auf einer Seite des Bootes waren, gleich zu einer gefährlichen Schräglage unseres Bootes. Außerdem wurde das Steuern auch noch dadurch

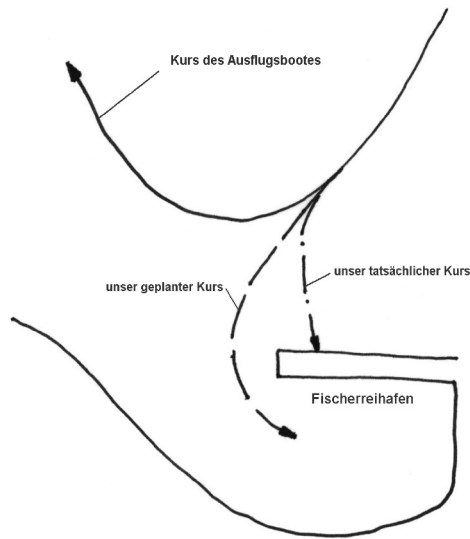
erschwert, daß die Steueranlage vibrierte, als ob sie gleich ihren Geist aufgeben würde. Deswegen war ich auch recht glücklich als der Fährmann mich am Steuerrad ablöste.

So konnte ich Landratte wenigstens keine weitere Tragödie auslösen.

Zu dieser kam es jedoch trotzdem.

Da es für das Ausflugsboot viel zu aufwendig gewesen wäre, uns in den engen Fischerreihafen zu schleppen, warf man uns kurz vor der Hafeneinfahrt bei voller Fahrt los, damit wir es, den Schwung nutzend, noch in den Hafen hinein schaffen würden.

Leider waren entweder der Wind oder die Strömung oder auch beide zusammen gegen uns. Wir verfehlten die Einfahrt und krachten in die Kaianlage, an der die Autofähren zu den äußeren Hebriden festmachen.



Zu unserem Glück war dieser Kai nicht gemauert, sondern er stand auf etwa einen Meter dicken Stahlrohren, so daß wir unter dem Kai zum Stehen kamen, nachdem wir etwa drei oder vier von diesen Rohren gestriffen hatten.

Auf dem Ausflugsboot brach in diesem Moment großes „Gejohle“ los.

Offenbar gefiel den Touristen unsere Darbietung.

Uns war nicht nach

„Johlen“ zumute.

Bei jeder Welle wurden unser Boot gegen ein oder zwei der Stahlrohre geworfen und das klang, als ob es gleich entzwei gehen würde.

Wir mußten etwas unternehmen.

Und so versuchten wir mit Händen und Füßen, unser Boot wieder unter dem Steg hervorzukriegen.

Nachdem wir uns beide an den Seepocken, welche an den Rohren haften, die Hände „zerschmarrt“ hatten, gelang uns das auch.

Da wir aber auf der Luvseite (windzugewandte Seite) des Kais lagen, wurden wir immer noch von jeder Welle gegen die Rohre des Kais geworfen. Dies Problem lösten wir, indem wir alle Fender der stegabgewandten Seite auf die stegzugewandte Seite des Bootsrumpfes banden. Jetzt gab es genug Gummi und Luft zwischen uns und dem Steg, so daß wir nicht mehr um unseren Bootsrumpf fürchten mußten.

Endlich konnten wir erst einmal durchatmen.

Wir waren gerade damit fertig, als ein Deutscher „Interrailer“ auf einer Leiter am Kai zu uns herabgeklettert kam.

Als er uns fragte, ob dies die Fähre über das Loch wäre, und ob wir gleich ablegen würden, führte dies dazu, daß der Fährmann und ich uns kurz und grinsend ansahen, um dann lauthals loszulachen.

Es gelang uns, ihn auf später zu vertrösten und damit vorerst loszuwerden.

Der Fährmann ließ mich an Bord alleine, um nach einem Mechaniker zu suchen. Mit einem Solchen kam er auch nach etwa zehn Minuten zurück. Dieser war jedoch genau so hilflos wie wir. Kurz nachdem der Mechaniker wieder von Bord war, kam der Hotelmanger aus Altnaharrie mit seinem privaten Motorboot herbeigefahren. Er hatte unsere Kollision vom Ufer aus beobachtet und wollte uns nun in den Fischereihafen schleppen.

Dies gelang dann auch völlig ohne Komplikationen.

Im Fischereihafen angekommen machten wir an einem Fischkutter fest.

Dann blieb ich wieder alleine an Bord unseres Bootes. Der Fährmann und der Hotelmanager fuhren mit dem Boot des Managers zurück nach Altnaharrie.

Irgendwann trieb mich der Drang nach einer Toilette an Land, aber kaum hatte ich einen Fuß auf den Kai gesetzt, hatte mich der „Interrailer“ wieder entdeckt und begann mir Fragen über die Fähre zu stellen. Jedoch konnte ich nicht weiterhelfen.

Nach kurzer Zeit ging mir der Typ richtig auf die Nerven, ich hatte ja schließlich genug eigene Sorgen, denn ich war hier in Ullerpool und meine gesamte Ausrüstung war noch drüben in Altnaharrie. Schließlich riet ich ihm ab, überhaupt über das Loch zu fahren, denn

drüben gab es ja nur den Landrovertrack. Wie sollte er da weiterkommen?

Als ich gerade von meinem Landgang zurück zu unserem Boot kam, sah ich auch schon den Fährmann mit dem Boot des Managers herankommen. An Bord waren die beiden anderen deutschen Reiseradler mit ihren Fahrrädern und was das Wichtigste war: Auch mein Fahrrad mit all seinen Packtaschen und Bündeln war an Bord. Jetzt erst erfuhr ich, daß einer der beiden Deutschen krank war und sie die Abkürzung genommen hatten, um schnell nach Ullerpool zu einem Arzt zu kommen.

Für Sie muß das nicht sehr lustig ausgesehen haben, als das rettungsbringende Boot nach Ullerpool abgeschleppt wurde. Vor allem nach meinem Spruch vor der Probefahrt.

Leider war der Fährmann in ziemlicher Eile. Über unsere kleine Odyssee muß wohl einiges an Arbeit liegengeblieben sein, die hätte getan werden müssen. Deswegen klappte es dann auch nicht, sich am Abend auf ein Pint Bier in einem Pub zu verabreden.

Deshalb schwang ich mich kurz darauf auch wieder auf mein Fahrrad, um weiter in Richtung Norden zu „strampeln“.

Tausche Fisch gegen Pfanne

Mein Tagespensum hatte ich mir schon „erstrampelt“. So langsam konnte ich nach einem geeigneten Lagerplatz für die Nacht Ausschau halten.

Da kam dann dieses Hinweisschild: „School of adventures“.

Meine Neugier war geweckt worden.

Der Sache mit dieser Schule für Abenteurer mußte ich auf den Grund gehen.

Ich bog von der Straße auf eine kleine Piste ab. Diese führte mich sehr schnell zu einem Parkplatz.

Dieser Parkplatz lag mutterseelenallein da. Weder gehörte er zu einem Gebäude noch war da irgendein Baum oder Busch an seinem Rande. Um den Parkplatz herum gab es nur Sumpf und Heide.

Ein kleiner Weg führte an das Ufer des Meeres.

Dort lag ein einen Steg, an dem ein paar Boote vor sich hin „dümpelten“.

Außerdem gab es einen weiteren Weg, der weiter am Ufer entlang führte, viel zu schmal als daß man ihn mit dem Auto hätte befahren können.

Hier war also Endstation für die Autoreisenden. Weiter ging es von hier aus nur noch mit dem Boot oder zu Fuß. Oder aber mit dem Mountainbike. Und auf einem solchem saß ich ja.

Also versuchte ich mein Glück mit dem Trampelpfad, welcher laut einem kleinem Schildchen zur „School of adventures“ führte. Zunächst kam ich recht gut voran, obwohl die Geländegängigkeit meines „Mountys“ durch die 25 kg Gepäck, die es zu schleppen hatte, sehr eingeschränkt war.

Irgendwann ging es aber dann sehr steil bergab.

Ohne Gepäck wäre ich auch diesen Hang heruntergefahren. Aber mit Gepäck war das einfach zu riskant. Deswegen schob ich mein Fahrrad den Berg hinunter (Das heißt genauer gesagt: Das Fahrrad zog, und ich bremste).

Den Gedanken, wie ich diesen Hang wieder hinaufkommen würde, verdrängte ich zunächst einmal.

Unten angekommen konnte ich dann wieder ein kleines Stückchen fahren, bis mich ein Tor zum Anhalten zwang. Hinter dem Tor führte der Pfad steil bergauf über eine Schafweide.

Mein Fahrrad diesen Hang hinauf zu schieben, hatte ich keine Lust. Deswegen lehnte ich es an die Mauer der Schafweide und ging zu Fuß weiter.

Nachdem ich den Hang hinaufgegangen war, erreichte ich eine kleine Siedlung aus etwa fünf oder sechs Häusern.

Unten in der Bucht ankerten Boote unterschiedlichster Größe:

Da gab es zwei Segeljachten, einen Kutter und etwa ein halbes Dutzend kleinerer Segeljollen.

An Land gab es Gestelle, auf denen See- und Wildwasserkajaks lagerten.

Dies mußte also die „School of adventures“ sein.

Bei einem der Gebäude traf ich einen jungen, etwa achtzehn jährigen, Mann. Er stellte mir sofort seinen Zimmergefährten vor, weil dieser auch aus Deutschland käme. Von diesem erfuhr ich, daß hier alles „super gut“ wäre, und ich sofort den Leiter der Abenteurerschule kennenlernen mußte.

Gemäß seiner Anweisung begab ich mich dann zu einem anderen der Häuser, bei dem ich anklopfte.

Mir öffnete ein Mann, so etwa fünfundvierzig Jahre alt.

Ich sagte ihm, daß ich gerne ein wenig über seine Einrichtung und ihn erfahren würde. Er antwortete mir, daß er sich im Normalfall Zeit für mich genommen hätte. Aber heute wäre sein Geburtstag.

Also blieb mir nichts anderes übrig, als ihm noch alles Gute zum Geburtstag zu wünschen, und nachdem er mir noch schnell ein Prospekt seiner Einrichtung gegeben hatte, von dannen zu ziehen.

Ich ging wieder zurück zu meinem Fahrrad. Dort setzte ich mich an die brusthohe Mauer gelehnt auf den Boden, um mich dem Studium des Prospektes zu widmen.

In ihm wurden eine Menge interessanter Kurse angeboten.

Da gab es Kurse im Segeln, Kajakfahren, Tauchen und Überlebenstraining.

Was aber an all dem wirklich störte, waren die Preise. So kostete das billigste Angebot, der einwöchige Schnupperkurs, schon über sechshundert Pfund (1800DM!).

Das überstieg mein Budget bei weitem.

Für meinen Ponytreckingkurs hatte ich etwa ein Drittel davon bezahlt.

Also beschloß ich, daß aus meiner Sichtweise bei der „School of adventures“ eben nicht alles super gut war.

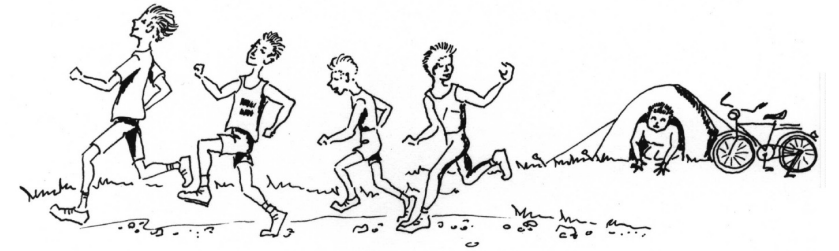
Weiterzuradeln hatte ich keine Lust mehr, zumal es da ja noch diesen Hang gab. Also suchte ich mir einen Platz, den man nicht von überall her sah und baute mein Zelt auf.

Nachdem ich mir eine Nudelpfanne auf meinem Spirituskocher gemacht hatte, setzte ich mich zum Essen auf eine Klippe ans Wasser und beobachtete die untergehende Sonne.

Morgens wurde ich dadurch wach, daß Leute an meinem Zelt vorbei liefen. Es war eine Gruppe aus der „School of adventures“.

Der Leiter rief noch irgend etwas zu meinem Zelt herüber.

Ich glaube, daß es Zeit zum Frühsport sei.



Für einen kurzen Augenblick war ich tatsächlich am Überlegen, ob ich mich ihnen nicht anschließe, denn vor dem Urlaub war ich viel mit Markus zusammen gelaufen. Aber irgendwie hatte ich dazu dann doch keine Lust.

Nun, da ich schon einmal wach war, konnte ich aber auch aufstehen. Ich ging wieder zu „meiner“ Klippe von gestern, bei der ich mich frisch machen wollte, um dann zu frühstücken.

Beim Erreichen der Klippe stellte ich fest, daß die Bucht voller Möwen war. Viele Möwen auf einen Haufen hieß viel Fisch.

Mich packte das Jagdfieber, schließlich hatte mein Fahrrad ja eine Angelrute den weiten Weg von Deutschland bis hierher geschleppt. Und unbenutzt wollte ich sie nicht wieder zurück nach Deutschland nehmen.

Etwa zehn Minuten später hatte ich meinen Angelkram zusammengebaut und schleuderte mit meiner Rute einen Blinker weit in die Bucht hinein.

Beim Ersten einholen der Schnur war noch nichts dran. Aber beim vierten oder fünften Mal hatte ich einen Biß und zog eine Makrele an Land.

Innerhalb der nächsten Viertelstunde holte ich noch drei weitere aus dem Wasser.

Nun ergab sich für mich aus meinem Glück als Angler ein Problem. Was machte ich mit dem Fisch?

Ihn in der kleinen Pfanne meines Trangiakochers zu braten, ging erfahrungsgemäß schief.

An ein Braten auf offenem Feuer war auch nicht zu denken, denn es gab in dieser baumlosen Landschaft kein Holz, das man hätte verbrennen können.

Es mußte also eine andere Lösung her.

Klappte vielleicht auch hier der alte Trick von der Nordkaptour?

Thomas und ich hatten damals beim Fähranleger, von dem die Fähre rüber nach Magerroe der Nordkapinsel fuhr, auch fünf Fische geangelt.

Damals hatten wir keine Pfanne gehabt und das nächste Wäldchen mit Holz war für uns mit unseren Fahrrädern unerreichbar weit entfernt gewesen.

Aber da gab es ja noch die vielen Autos, die auf die Fähre warteten. Vielleicht konnten wir ja mit irgendwelchen Wohnmobilreisenden einen Handel machen. Nach dem Motte: Wir laden euch zum Fischessen ein, wenn ihr kocht. Fisch hatten wir ja auch noch für fünf oder sechs Leute genug.

Und tatsächlich fanden wir dann noch einen Familie, die zu diesem „Deal“ bereit war.

Etwa zwanzig Minuten später saßen wir dann bei Dosenbier an einem Campingtisch und aßen unseren Fisch.

Nachdem ich endlich mein Frühstück nachgeholt hatte, traf ich dann tatsächlich auf dem Weg zu meinem Zelt einen anderen Angler. Diesen fragte ich, ob ich ihn nicht auf ein paar Makrelen einladen könnte, wenn er eine Möglichkeit hätte, diese zuzubereiten.

Dieser sagte nur: „Makrelen?“ und machte ein Gesicht, als ob ich ihn gefragt hätte, ob ich ihn nicht auf ein paar Maden einladen dürfte.

Man merkte halt doch, daß man in einem Land war, in dem es Hummer und Lachse gab.

Schließlich gab er mir aber den Tip, daß es oben bei der „School of adventures“ ein Haus gebe, in dem ein Rentnerpaar aus England leben würde. Diese sollte ich doch einfach einmal fragen, denn die würden ganz bestimmt auch Makrelen essen.

Also versuchte ich mein Glück.

Und ich hatte mal wieder Glück.

Zur Mittagszeit saß ich an einem gedeckten Tisch. Es gab Kartoffeln mit zwei meiner Makrelen und Wein dazu. Es schmeckte sehr lecker. Die anderen Makrelen hatte die Frau eingefroren, denn zwei Makrelen reichten für uns drei völlig aus.

Nach dem Essen half ich dem Mann bei der Kontrolle seiner Hummerreusen. Aber in keiner seiner Reusen war ein Hummer. In einer hatte sich aber ein Dorsch verfangen. Diesen nahmen wir für die Gefriertruhe mit.

In einige der Reusen taten wir Fischabfälle als neuen Köder hinein.

Und mir kamen plötzlich Zweifel, ob meine beiden Makrelen, die jetzt in der Gefriertruhe lagen, nicht auch eines Tages als Köder für die Reusen benutzt werden würden.

Nachdem wir von unserer Reusenkontrolltour mit dem Motorboot zurück waren, gab es Tee und Gebäck.

Danach war es schon fast vier Uhr, und ich war mal wieder keinen einzigen Kilometer weitergekommen.

Wenn ich heute noch zu etwas kommen wollte, mußte ich los, oder ich konnte es gleich bleibenlassen.

Ich entschloß mich dazu, weiter zu radeln.

Und so hieß es mal wieder Abschied zu nehmen.

Kurz darauf schob ich mein Fahrrad keuchend den steilen Hang hinauf, an dem ich es gestern runtergeschoben hatte.

Oben schwang ich mich wieder in den Sattel und radelte weiter in Richtung Norden. Bis zur Nordspitze Schottland fehlten mir noch etwa sechzig Kilometer. Das war auch am Nachmittag noch gut zu schaffen.

Im hohen Norden

Heute hatte ich mich von den beiden anderen Deutschen getrennt, mit denen ich gestern zusammen geradelt war.

Leider war meine Art des Reisens zu Fahrrad mit der ihrigen hochgradig inkompatibel.

Sie waren Spätaufsteher, die meist erst am frühen Nachmittag losfuhren.

Wenn sie jedoch fuhren, dann fuhren sie aber auch. Einfacher gesagt, trotz mehrwöchigen Trainings und gut 1500 km, die ich schon hier oben mit dem Fahrrad unterwegs war, fiel es mir schwer, mit den beiden mitzuhalten.

Außerdem bekümmerte es mich, daß keine Zeit mehr blieb, anzuhalten und zu schauen, oder gar Abstecher zu der einen oder anderen Sehenswürdigkeit zu machen. So hatten wir gestern eine interessante Höhle an der Küste einfach links liegengelassen.

So fiel mir die Trennung von den beiden dann auch nicht sonderlich schwer, zumal meine Route von ihrer abwich. Sie wollten weiter an der Nordküste entlang nach Westen fahren, während ich vorhatte, weiterhin der Route von den beiden Glasgowern zu folgen, die in das Landesinnere nach Süden abbog.

Morgens war ich heute in gewohnter Manier um sieben Uhr aufgestanden. Um halb zehn war ich dann fertig für den Aufbruch und fuhr los. So hatte ich die Möglichkeit, bis zur Mittagspause einiges an Kilometern zu schaffen.

Meist ließ ich mir für die Mittagspause viel Zeit. An schönen Plätzen sogar zwei bis drei Stunden, so daß ich nach dieser Pause wieder einigermaßen frisch und erholt weiterradeln konnte.

Im allgemeinen ließ ich mir auch beim Radfahren selber viel Zeit.

Es ist nun nicht so, daß ich langsam Fahrrad fuhr.

Aber wenn etwas gab, das zum Schauen einlud, hielt ich an.

Das ist halt meine persönliche Philosophie des Reisens.

Seit zwei Stunden war ich in dieser baumlosen Hochmoorlandschaft unterwegs. Seit einer Stunde war ich auf dieser kleinen einspurigen Straße keinem Auto mehr begegnet.

Dafür hatte ich in der letzten Stunde zwei Hirsche gesehen, die vor mir die Straße überquerten.

Man konnte also mit Fug und Recht behaupten, daß es auf dieser Straße mehr Hirsche als Autos gab.

Die Landschaft inspirierte mich zum Träumen.

Sie vermittelte mir mit ihrer Weite und Grenzenlosigkeit das Gefühl von Freiheit.

Ja ich fühlte mich frei!

Mich überkam mich ein Gefühlsausbruch. und ich stieß ein „Jahoooo“ aus, so laut ich konnte.

Nach einer weiteren Stunde hatte ich das Moor verlassen. Ich war nun wieder auf einer etwas breiteren Straße unterwegs.

Die Straße verlief parallel zu einem Fluß mit birkenbestandenen Ufern. Durch die Birken schimmerte hin und wieder der Fluß zur Straße herüber.

Schließlich passierte ich die Zufahrt zu einem Haus am Flußufer. Ich wollte gerade an ihr vorbei fahren, als das Spielen eines Dudelsackes vom Haus zu mir herüber drang.

Ich hielt an, um zu lauschen. Wer immer da Dudelsack spielte, es klang gut.

Schließlich überkam es mich, und ich wollte mehr hören und sehen. Bloß wie?

Da kam mir eine Idee.

Ich kippte das Wasser aus meinen beiden Fahrradflaschen an den Straßenrand. Nun hatte ich einen Vorwand, um zum Haus zu fahren. Ich konnte dort nach Wasser fragen und dann ganz nebenbei das Gespräch auf das Dudelsackspielen lenken.

Sicherlich, es war kein besonders guter Vorwand, denn würde ich wirklich Wasser brauchen, hätte ich es mir aus einem der zahlreichen Bäche genommen. Und höchstwahrscheinlich kriegten die da unten im Haus ihr Wasser auch nur ungefiltert aus einem Bach.

Ich bog nun in die Zufahrt zu dem Haus ab.

Als ich gerade das Haus erreicht hatte, stellte ich fest, daß kurz nach mir ein Auto in die Zufahrt abgebogen war und nun zusammen mit mir ankam.

Aus dem Auto stieg eine Frau mit zwei Jungen. Einer der beiden Jungen hielt einen Dudelsack unter dem Arm, während der andere, etwas Jüngere, eine einzelne Dudelsackpfeife in der Hand hielt.

Sollte sich etwa in dem Haus so eine Art Schule für Dudelsackspieler befinden?

Ich fragte die Frau danach, und sie bestätigte mir, daß in dem Haus ein Mann lebte, der dudelsackinteressierten Menschen dieser Gegend Unterricht erteilte.

Beim Unterricht zuzusehen wäre bestimmt interessant.

Ob das wohl ginge, fragte ich die Frau.

Sie meinte, sie müsse erst drinnen fragen, was sie dann auch prompt tat.

Einige Augenblicke später erschien ein grauhaariger Mann in der Tür und bat mich auf eine Tasse Tee herein. Ich folgte ihm in eine große Küche. Durch das kleine Fenster der Küche drang nur mäßig viel Licht in den Raum hinein. An einer der Wände bollerte ein Kanonenofen.

Kaum hatte ich einen Fuß in die Küche gesetzt, strömten von überall her Hunde in meine Richtung, um zu überprüfen, ob das mit dem Fremdling seine Ordnung hat. Ich zählte drei Jack Russel Terrier und zwei Labradors, die sich nun, nachdem sie von dem grauhaarigen Alten dazu aufgefordert worden waren, wieder an ihre Lagerplätze zurückzogen. Einer der beiden Labradors rollte sich auf einer Decke in der Ecke des Zimmers zusammen, während der andere es sich zusammen mit den drei Terriern unter dem großen Küchentisch bequem machte.

Am Tisch saß bereits die Frau mit den beiden Jungen und außerdem zwei etwa sechzehnjährige Mädchen. Einen Augenblick später nahm auch ich bei einer dampfenden Tasse Tee an dem Tisch Platz.

Zunächst mußte der jüngere der beiden Jungen aufstehen und auf seiner einzelnen Dudelsackpfeife das Stück vorspielen, am dem er gerade übte. Dabei spielte er mit der Pfeife wie mit einer Blockflöte.

Dies war also der erste Schritt zum Dudelsackspielen.

Zum Griffeüben reichte das sicherlich aus.

Aber wie klang es?

Wie eine Kindertrompete vom Jahrmarkt!

Dabei war dies eine original Dudelsackpfeife, eben jene untere Pfeife, mit der man die Melodie spielte.

Was aber fehlte, waren die drei oberen Pfeifen des Sackes, deren Klang sich so mit dem der einen unteren Pfeife vereinte, daß jenes schwebendes alles zum mitschwingen anregendes Trillern entstand. Nachdem der Junge geendet hatte, war nun eines der Mädchen dran. Aber bevor sie so richtig mit Spielen loslegen konnte, mußte sie erst noch einmal kurz den Klang der drei oberen Pfeifen aufeinander abstimmen. Damit der Dudelsack eben jenen trillernden,

schwebenden Klang hatte und nicht klang wie einen Ansammlung von Kindertrompeten. Der Alte half ihr dabei.

Schließlich war das Stimmen des Instrumentes aber doch gelungen, und sie fing an zu spielen.

Sie spielte gut, und es machte Spaß, ihr zuzuhören.

Anfangs schaute ich ihr noch beim Spielen zu, aber mit der Zeit glitt ich ab ins Träumen.

Ich träumte von den Landschaften durch die ich in den letzten Tagen und Wochen gekommen war. Schließlich mußte ich an den Dudelsackspieler in der Ruine des Castle Sween zurückdenken, dessen Spiel ich genossen hatte.

Davor hatte ich schon in Edinburgh Dudelsackspieler gesehen, so richtig mit Schottenrock und Schottenmütze, aber irgendwie sah ich in ihnen nur so einen Touristenattraktion.

Mit dem Spieler in der Ruine des Castle Sween war das etwas anderes. Sicherlich er war nur ein Tourist aus Glasgow, aber einer, der seine Urlaube bei dem Castle verbrachte, um zu angeln und um in den Ruinen Dudelsack zu spielen. Also jemand, der die Sache in erster Linie aus Freude machte und nicht, um irgendwelche Touristen zu beglücken.

Danach waren noch der ältere Junge und das andere Mädchen mit Spielen dran. Auch sie spielten gut, obgleich bei ihnen manchmal der eine oder andere Ton noch etwas daneben ging.

Schließlich wurde es aber dann doch Zeit weiterzuradeln.

Zum einen wollte man ja nicht die Gastfreundschaft dieser netten Leute überstrapazieren, zum anderen wurde es so langsam Zeit, einen Platz für die Nacht zu finden. Als ich mich verabschiedete, fragte ich noch, ob jemand in der Nähe einen schönen Platz für mein Zelt wüßte. Der Alte beschrieb mir den Weg zu einem Platz, auf dem er schon häufiger Leute mit Zelten und Wohnmobilen gesehen hatte.

Ich folgte der Wegbeschreibung des Alten und erreichte einen ebenen grasbewachsenen Platz, auf dem zwei Wohnmobile standen. Am Platz vorbei floß ein Bach. Als ich den Bach entlang blickte, traute ich zunächst meinen Augen nicht.

Im Fluß stand ein Mann und hantierte mit einer Goldgräberpfanne.

Moment mal!

Ich war hier doch in Schottland und nicht in Kanada oder Alaska.
Von Goldfunden hier in Schottland hatte ich bisher noch nichts gehört.

Für mich war klar, daß das mit dem Goldwaschen eine Sache war, deren Klärung keinen Aufschub vertrug.
In mir war der Goldrausch geweckt worden.
So ließ ich dann mein Fahrrad an der Stelle, an der ich abgestiegen war, einfach liegen, und kletterte die Uferböschung hinab zu dem Goldgräber.

Goldrausch

Der Goldgräber war recht kurz angebunden. Vielleicht sah er ja in mir einen möglichen Konkurrenten, der ihm einen dicken Nugget vor Nase wegschnappen könnte.

Mehr Glück hatte ich dann bei dem deutschen Geologielehrer, der mit seiner Familie in einem der beiden Wohnmobile lebte. Er verbrachte seit Jahren seine Urlaube damit, zusammen mit seiner Familie durch die Welt zu reisen und nach Gold zu suchen.

Dabei hatten sie diesmal so viel Ausrüstung dabei, daß sie mich leihweise für ein oder zwei Tage mit einer Goldwäscherausrüstung ausstatten konnten.

Da der Tag schon recht weit fortgeschritten war, lohnte es sich nicht mehr, heute noch mit dem Schürfen anzufangen, zumal mir dazu noch die nötige Lizenz fehlte.

Zumindest diese konnte ich mir ja heute noch besorgen.

Es gab sie kostenlos auf einer Farm, die zur Zeit gerade unbewohnt war.

Am Farmhaus gab es so einen Art Stiefelkammer, die der Eingangstür vorgelagert war.

In dieser Kammer gab es für die Goldschürfer, die am Bach Gold schürfen wollten so eine Art Gästebuch, in das sie sich eintragen mußten.

Die Lizenz mußte man sich dann selber ausstellen.

Dazu gab es gleich neben dem Gästebuch die benötigten Urkunden und den passenden Stempel.

Mit der Unterschrift auf der Urkunde verpflichtete man sich dazu, diese immer beim Schürfen dabei zu haben. Außerdem erklärte man sich dazu bereit an höchstens vierzehn Tagen im Jahr Gold zu schürfen und weder Sprengstoff noch irgendwelche Maschinen wie Pumpen oder Preßlufthämmer zu benutzen.

Den Abend verbrachte ich dann zusammen mit den Deutschen und einem Neuseeländer am Lagerfeuer, wo wir uns bis spät in die Nacht über das Reisen und das Goldschürfen unterhielten.

Am nächsten Morgen ging es dann nach dem Frühstück, bepackt mit Pfanne und Schaufel, den Bach hinauf.

Nach etwa einer halben Stunde sagte uns die erprobte Nase des Geologielehrers, daß wir es hier einmal versuchen könnten.

Nun wurde ich vom etwa zwölfjährigen Sohn des Geologielehrers in der Kunst des Goldwaschens unterwiesen.

Zunächst einmal häuft man ein bis zwei Schaufeln des Sandes, den man für goldhaltig hält, in die Goldwaschpfanne.

Nun füllt man die Pfanne etwa bis zur Hälfte mit Wasser.

Nachdem man den Sand von größeren Steinen befreit hat (auf Nuggets achten!), schwenkt man die Pfanne ein paar mal mit einer kreisenden Bewegung, damit das Gold durch den leichteren Sand hindurch zum Boden der Pfanne sinken kann.

Als nächstes führt man die Pfanne dann schräg zur Oberfläche des Baches, so daß das Wasser des Baches über den unteren Rand der Pfanne schwappen kann. Dann läßt man das Wasser des Baches immer wieder in die Pfanne hinein und wieder hinaus schwappen, so daß das Wasser den leichten Sand aus der Pfanne fortschwemmt.

Mit dem Fortspülen des Sandes fährt man vorsichtig fort bis fast nur noch ein feiner schwarzer Kies am Boden der Pfanne ist.

Hat man Glück, kann man jetzt schon ein wenig Gold aus dem kleinem Häuflein schwarzen Kies heraus schimmern sehen.

Nun fängt man wieder mit einem kleinen bißchen Wasser in der Pfanne mit jener kreisenden, schwenkenden Bewegung an, die wir ja alle noch aus den Jack London Filmen kennen.

Dabei werden der restliche Sand und die feinen eisenhaltigen Granate leichter vom Wasser fortgespült als das Gold.

Zentimeter um Zentimeter wird nun beim Schwenken das Gemisch in der Pfanne am Rand entlang gespült.

Dabei zieht sich unser Häufchen immer mehr auseinander. Zuvorderst der Sand, dann die schwarzen Granate und zuguterletzt mit ein wenig Glück das Gold.

Nun muß man nur noch das Gold mit sehr viel Fingerspitzengefühl aus der Pfanne nehmen.

Auf diese Art hatte ich bereits dreimal meine Pfanne gefüllt und wieder leer gewaschen.

Bei der vierten Pfanne hatte ich Gold!

Nur ein paar Krümel, deren Wert sich höchstwahrscheinlich nicht einmal in Pfennigen abschätzen läßt.

Trotzdem packte mich das Goldfieber nun so richtig. Ich wusch Pfanne um Pfanne. Daß ich dabei die ganze Zeit mit durchweichenden

Schuhen und nassen Füßen in einem kalten Gebirgsbach stand, störte mich nun nicht mehr.

Nach mehreren Stunden hatte ich etwa zwanzig oder dreissig jener kleinen Goldkrümel beisammen, welche ich auf einem Streifen Klebeband aufbewahrte.

Der Sohn des Lehrers, der nahe bei mir wusch, hatte etwa ähnlich viel Glück wie ich.

Da wir beide inzwischen neugierig geworden waren wie erfolgreich sein Vater inzwischen gewesen war, gingen wir stromaufwärts.

Nach etwa hundert Metern trafen wir ihn.

Er versuchte gerade mit einer kleinen Handpumpe Sand der unter einem Stein im Wasser lag wegzusaugen, um diesen anschließend nach Gold zu durchwaschen. Ich glaube normalerweise benutzt man diese Art von Pumpe, um verstopfte Waschbecken wieder frei zu kriegen!

Er war froh uns zu sehen, denn nun konnte er seine Taktik ändern..

Nun waren wir zu dritt und konnten vielleicht den Stein bei Seite rollen.

Über all dem thronte die Hoffnung, daß es dort Gold gab, nach dem dort noch niemand gesucht hatte.

Schließlich gelang uns durch gemeinsames Bemühen den Stein bei Seite zu rollen.

Nun fingen wir zu dritt an, den Sand, der unter dem Stein gewesen war, nach Gold zu durchwaschen.

Und tatsächlich, der Sand war sehr ergiebig. Meist hatte man nun in einer Pfanne genau so viele Goldkrümel wie vorher in drei oder vier guten Pfanne.

Leider war dieser Sand sehr schnell aufgebraucht.

Als der ganze gute Sand weg war, faßten wir den Beschluß, Feierabend zu machen und zurück zu unseren Lagerplatz zu gehen. Beim Lagerplatz erwartete uns schon die Frau des Lehrers, die unmittelbar nach unserem Eintreffen damit anfang, für uns alle Eierkuchen zu backen. Diesem Abendessen schloß sich dann später wieder ein sehr vergnüglicher Abend am Lagerfeuer an.

Am nächsten Morgen regnete es.

Die anderen hatten keine Lust zu schürfen, sondern wollten weiter mit ihren Wohnmobil.

So packte ich mein Gold auf mein Fahrrad und brach auf in Richtung Süden.

Glen Affric

Ich stand nun mit meinem Fahrrad an einem kleinen Fließchen. Das Wasser war gut knietief. „Wenn ich da durchfahre, riskiere ich es, im Wasser zu stürzen.“ Schieben wäre aber auch nur eine mäßig gute Lösung, denn auch dabei dränge Wasser in die meisten Lager meines Fahrrades ein. Außerdem wüsche das Wasser das Öl aus meiner Kette, was weder der Kette noch dem Fließchen gut bekäme. Also blieb mir nichts anderes über, als mein Fahrrad über den Bach zu tragen.

Im Reiseführer hatte gestanden, daß es hier am der Nordufer des Loch Affric einen „Landrovertrack“ gab. Dieser teilweise nur dreißig Zentimeter breite Trampelpfad, der nun das Fließchen kreuzte, konnte das aber nicht sein. Ich warf einen Blick über den Loch. Drüben am Südufer gab es etwas, daß aus der Ferne wie ein Weg aussah. Sollte sich etwa in meinem Reiseführer der Druckteufel eingeschlichen haben? Dem mußte ich erst einmal auf dem Grund gehen. Ich nahm meine Kamera aus der Fototasche und wechselte das Objektiv gegen mein Teleobjektiv aus. Dann nahm ich die Kamera ans Auge und zog das Teleobjektiv zu voller Brennweite auseinander. Nun hatte ich ein Fernglas. Und tatsächlich, ich sah, daß es drüben am anderen Ufer einen geschotterten etwa zwei Meter breiten Weg gab. Also doch der Druckteufel. Der „Landrovertrack“, der laut Reiseführer hier am Nordufer sein sollte, war also drüben am Südufer. Dafür war der Trampelpfad der eigentlich drüben sein sollte hier. Was nun? Sollte ich etwa bis an das Ostende des Sees zurückfahren, um von dort aus auf dem anderen Weg nach Westen zu fahren. Nein, immerhin hatte ich bereits die Hälfte der Strecke entlang des Loch Affric zurückgelegt. Da der Loch etwa zwanzig Kilometer lang und etwa zwei Kilometer breit war, hätte ich gut zwanzig Kilometer um den Loch herumfahren müssen, um etwa zwei Kilometer Luftlinie zurückzulegen.

Also ging es weiter auf dem Trampelpfad Richtung Westen, auch wenn dies hieß, daß ich mein Fahrrad teilweise schieben, oder sogar tragen mußte.

Ich entfernte die Luftpumpe aus dem Fahrradrahmen, weil sie mich beim Tragen nur gestört hätte und befestigte sie an einer der Packtaschen. Danach schulterte ich mein Fahrrad und versuchte mich, mit meinem ungefähr vierzig Kilo schweren Fahrrad auf dem Rücken, im vom Stein-zu-Stein-Springen.



Was mir dann auch mit gemischtem Erfolg gelang, so daß ich mit einem trockenem und einem nassen Fuß das andere Ufer erreichte.

Eigentlich hatte ich ja vor gehabt, zur Jugendherberge in der Glen Affric, eine der einsamsten Herbergen Schottlands, zu wandern. Mein Fahrrad wollte ich in der kleinen Siedlung am Ostende des Sees zurücklassen.

So hatte ich es mir jedenfalls nach einem Blick auf die Karte gedacht.

Leider bestand die in der Karte eingezeichnete Siedlung nur aus einem eingezäunten Anwesen. An den Zäunen waren Schilder mit „einladenden“ Aufschriften wie „Private ground“ und „Beware of dogs“ angebracht. Damit war bei mir der Gedanke zu fragen, ob es hier einen Platz gäbe, an dem ich mein Fahrrad für zwei Tage unterstellen könnte, im Keim erstickt.

Aber in meinem Reiseführer stand ja, daß es auf dieser Seite des Loch einen für Geländefahrzeuge passierbaren Weg gab. Also erst einmal weiter. Vielleicht konnte ich ja doch bis zur Herberge „radeln“.

Endlich, die Herberge war zu sehen!

Mein trockener Fuß war inzwischen schon längst naß geworden. Die Hose war auch bis weit über die Knie naß. Das schlimmste aber war, mein Vorderrad eierte und schliff am Rahmen.

An einer Stelle, an der ich hätte schieben müssen, war ich gefahren. Dabei hatte ich mit einer meiner Vorderradpacktaschen einen Stein gestriffen. Für diese grobe Behandlung rächte sich die Packtasche dann auch prompt, indem sie mir drei oder vier Speichen meines Vorderrades verbog. Nun eierte das Rad, und ich ärgerte mich mal wieder über mich selbst.

Bei der Jugendherberge angelangt, wurde ich wieder einmal mit dem Phänomen meines Reiseführers konfrontiert. Außer einem schottischem Wanderer übernachteten in der Herberge noch vier kleinere Grüppchen deutscher Wanderer, die alle unabhängig voneinander ein und dieselbe Wanderung machten. Die Route für diese Tour hatten alle aus dem Velbinger Reiseführer, mit dem auch ich unterwegs war.

Sicherlich, dieses Buch hatte sich schon bewährt, denn so bin ich erst auf die Möglichkeit, Reiturlaub in Schottland zu machen, aufmerksam geworden.

Mit den Geheimitips in diesem Reiseführer war das aber so eine Sache. Dadurch, daß viele der jüngeren Schottlandreisenden aus Deutschland mit diesem Reiseführer unterwegs waren, waren die Geheimitips eben nicht mehr so geheim.

Mit meinem Eintreffen hatte sich dann auch die Anzahl der Velbinger-Reiseführer in der kleinen Herberge von vier auf fünf erhöht.

Die Herberge war einfach nur „uhrig“. Es gab weder Strom noch fließendes Wasser. Brauchte man Wasser, mußte man mit einem Eimer zum Fluß gehen, der unweit der Herberge vorbei floß. Das Modernste an der Herberge war der Gasherd, für den von Zeit zu Zeit Gasflaschen per Geländewagen vorbeigebracht wurden. Als Beleuchtung gab es nur Kerzen und Petroleumlampen. Beheizt wurde die Herberge mit einem alten Ofen, der im Aufenthaltsraum stand.

Abends waren dann allgemeine Wunden-Pflege und Bastelstunde angesagt. Dabei fiel ich ein wenig aus dem Rahmen. Weder hatte ich wunde Füße, die ich verarzten mußte, noch hatte ich einen großen Wanderrucksack, an dem ich hätte rumbasteln können. Dafür hatte ich aber mein Vorderrad, an dessen Speichen ich mich mit meinem Nippelspanner zu schaffen machen konnte.

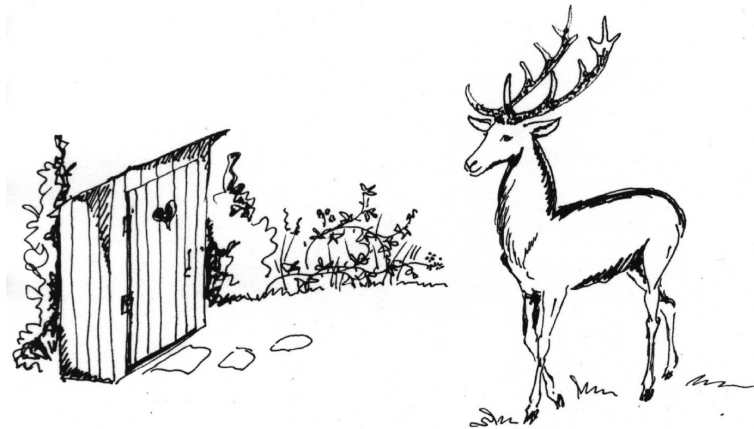
Ich war wach. Heute Nacht hatte ich mal wieder tief und fest wie ein Stein geschlafen. Nun mußte ich aber aufstehen, da ich einen Drang zu einem der Plumpsklos der Herberge empfand.

Als ich durch den Flur in Richtung der Ausgangstür ging, stand dort schon der schottische Wanderer in der Tür. Er deutete mir mit seinem Finger vor dem Mund an, daß ich leise sein sollte. Dann zeigte er nach draußen.

Sollten da etwa jene halbwildten Ponys sein, von denen laut meinem Reiseführer ab und zu welche bei der Herberge vorbeischauten, um zu prüfen, ob es hier nicht ein paar Würfel Zucker für sie gab?

Inzwischen hatte ich die Tür erreicht und guckte in die Richtung, in die der Schotte gezeigt hatte. Dort stand, höchstens fünfzig Meter von uns entfernt, ein Hirsch mit einem kapitalen Geweih und äste. Dabei ließ er sich von uns nicht stören. Erst, als wir schon zu viert in der Tür standen, um ihn zu beobachten, wurde es ihm doch zuviel, und er trottete so langsam davon.

Nun konnte ich meinen Gang Richtung Plumpsklo, mit inzwischen erhöhten Tempo fortsetzen. Ja, jetzt gab es einen regelrechten Ansturm auf die beiden Klohäuschen, da man zuvor durch das Hirsch-Beobachten verhindert war.



Nach dem Frühstück brach ich wieder zurück in Richtung Osten auf. Meine neueste Idee, mich durch die Wildnis nach Kyle of Lochash durchzuschlagen, um von dort aus per Bahn weiter nach Süden zu reisen, hatte ich gleich wieder aufgegeben. Das Gelände wäre zu unwegsam für mich und mein Fahrrad gewesen und außerdem war meine Reisekasse so arg geplündert, daß ich mir eh keine lange Bahnfahrt mehr leisten konnte.

Bis zum Loch Affric kam ich nur sehr langsam vorwärts und holte mir natürlich wieder nasse Füße.

Anschließend nahm ich den Landrovertrack auf der Südseite des Loch und brauchte für die Strecke entlang des Loch nur eine Stunde, anstatt der drei, die ich für die Hintour gebraucht hatte.

Hinter dem Loch erreichte ich dann wieder eine befestigte Straße. Bei einem kleinen Lädchen hielt ich an und kaufte mir einen kleinen Kuchen, damit ich in den nächsten Tagen hin und wieder mal ein Stückchen davon essen konnte.

Das Anlegen dieses Kuchenvorrates mißlang jedoch, da ich bereits in unmittelbarer Nähe des Ladens eine Kaffeepause machte, bei der ich den ganzen Kuchen auf einmal afaß.

Meiner Figur konnte das nur noch wenig schaden, schließlich hatte ich in den letzten Tagen schon neue Löcher in meinen Gürtel machen müssen, um diesen enger schnallen zu können.

Nach dieser ausgiebigen „Brotzeit“ ging es dann weiter mit dem Rad in Richtung Loch Ness.

Bei der Feuerwehr

Irgendwie hatte ich es verpennt, mich rechtzeitig um einen geeigneten Platz für die Nacht zu kümmern.

Middelbarought breitete sich schon vor mir am Horizont aus. Daß sich auf dem Weg bis zu dieser Stadt etwas ergab, war eher unwahrscheinlich, denn überall gab es hier schon große petrochemische Industrieanlagen, die in Abständen von ein paar hundert Metern im Grasland angesiedelt waren.

Eine Farm, bei der ich hätte fragen können, ob ich auf dem Farmland zelten darf, gab es hier nicht. Auch kein Wäldchen oder Gebüsch in dem man sich, mit seinem Zelt, für die Nacht hätte verstecken können gab es hier.

Eines war klar, ich brauchte einen Schlafplatz, der nur sehr wenig kosten durfte oder noch besser einen, der umsonst war.

Leider war ich nämlich finanziell ziemlich abgebrannt, da mein Geld, welches ich mir aus Deutschland hatte schicken lassen, in Newcastle nicht angekommen war.

Dummerweise hatte ich aber in festem Vertrauen, mein Geld in Newcastle vorzufinden, zuvor eine Fährkarte von Hull nach Rotterdam gekauft, die fast mein ganzes Geld gekostet hatte.

Da ich nicht auch noch meine Fähre verpassen wollte, war ich nun beinah ohne Geld nach Hull unterwegs.

Sollte ich etwa umdrehen, um weiter nördlich mein Glück noch einmal zu versuchen?

Ich fuhr die Strecke, die ich in der letzten Stunde gefahren war, noch einmal im Gedanken ab.

Aber da war nichts!

Bereits vor einer Stunde hatte schon diese komische Landschaft mit ihren weit gestreuten Industrieanlagen angefangen.

Ziemlich gefrustet radelte ich weiter.

Da kam ich an der Feuerwehrwache vorbei. Auf dem Gelände der Wache spielte ein Teil der Mannschaft Fußball.

Meine innere Stimme sagte mir, daß ich auf das Gelände der Wache fahren sollte, um dort die Feuerwehrleute fragen, ob sie nicht einen Platz für die Nacht wüßten.

Als ich dann tatsächlich den Hof befuhr, waren sie gerade mit ihrem Spiel fertig.

So konnte ich also einen von ihnen problemlos fragen.

Dieser rief rasch seinen Vorgesetzten herbei, mit dem er die Lage diskutierte. Kurz darauf meinte dieser, daß es wohl höchstwahrscheinlich möglich wäre, daß ich auf dem Gelände der Wache übernachten könnte. Aber er müsse daß noch mit dem Leiter der Wache bereden.

Also gingen wir gemeinsam in die Wache hinein, um dort über etliche Treppen hinweg bis ins Herz der Wache, der Einsatzleitzentrale, vorzudringen.

Dort trafen wir den Leiter der Wache.

Dieser bedauerte zunächst, daß er es mir aus versicherungstechnischen Gründen nicht gestatten dürfte, auf dem Gelände der Wache zu nächtigen.

Dann begann ein Gespräch zwischen ihm und den zwei Helfern vom Hof. Leider ließ mich hier mal wieder mein Englisch in Stich, so daß ich dem Gespräch nur bruchstückhaft folgen konnte. Das einzige was ich mitbekam, war daß es um irgendeine Farm ging.

Schließlich öffnete einer der Drei eine Schublade und entnahm dieser eine Karteikarte. Offensichtlich hatte die Feuerwehr von allen Anlagen und Gebäuden in der Umgebung Karteikarten mit Lageplan und weiteren Informationen.

Logisch, so waren sie beim Einsatz gleich über die örtlichen Gegebenheiten informiert.

Nun deutete man mir an, daß ich einen Blick auf diese Karte werfen sollte.

Man erklärte mir, daß es sich um das Gelände einer verlassenden Farm unweit der Feuerwehrwache handeln würde.

Dort könnte ich zelten.

Aber die Sache mit dem Farmgelände hatte einen Haken.

Es wurde zwei mal in der Nacht von einem Sicherheitsdienst besucht, der hier in der Gegend Patrouille fuhr.

Da man aber hier bei der Feuerwehr bestens über die Route und die Zeiten des Wachdienstes Bescheid wußte, konnte man mir sage, wie ich eine Entdeckung durch den Wachdienst vermeiden konnte.

Deshalb zeigte man mir auf dem Plan, welches der beste Platz für mein Zelt wäre.

Mit diesem Wissen gerüstet radelte ich dann zu dem Farmgelände.

Damit ich auf das Farmgelände gelangen konnte, hatte ich mein Fahrrad über das abgeschlossene Tor heben müssen und war anschließend hinterhergeklettert.

Obwohl die erste Patrouille des Wachdienstes erst in Stunden anstand, war ich ein wenig in Sorge beobachtet zu werden. Deswegen beeilte ich mich ziemlich, den sichtgeschützten Platz zu erreichen, den die Feuerwehrleute mir auf der Karte gezeigt hatten. Endlich war mal wieder alles in Ordnung.

Nachdem ich mir zum Abendessen einen leckeren Gemüseteller gemacht hatte, lag ich nun ausgestreckt im Zelt und war gerade am einschlafen.

Doch plötzlich schreckte ich auf.

Das waren doch Schüsse!

Vielleicht ein paar hundert Meter entfernt.

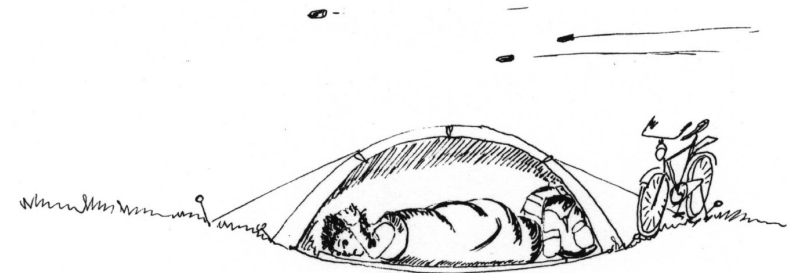
Mein Lagerplatz wurde mir mit einem Mal unheimlich.

Was ist, wenn ein Jäger auf ein Stück Wild anlegt und dein Zelt hinter dem Wild nicht sieht?

Was sollte ich tun?

Zum Glück lag mein Zelt in einer kleinen, etwa dreißig Zentimeter tiefen Mulde.

Wenn ich nun nur auf dem Bauch oder dem Rücken liegend schlafen würde, wäre ich ausreichend gedeckt.



Außerdem war die Wahrscheinlichkeit eines Querschlägers doch eher gering.

Irgendwie besiegte mich dann doch meine Müdigkeit.

(Ich weiß bis heute noch nicht, wie ich es geschafft hatte, in dieser Situation einfach einzuschlafen.)

Ich lebte noch, also hatte sich heute nacht keine Tragödie ereignet. Ein Blick auf meinen Fahrradcomputer, den ich gestern abend mit ins Zelt genommen hatte, verriet mir die Uhrzeit .

Mein Reisewecker hatte schon längst den Geist aufgegeben.
Es war kurz vor sieben, also durchaus schon Zeit zum Aufstehen.
Bevor ich aber aufstand, kontrollierte ich mein Zelt erst einmal auf
Einschußlöcher. Ich fand keine, also hatte sich heute Nacht auch
keine Beinahe-Tragödie ereignet.

Nachdem ich mein Zelt abgebrochen hatte, radelte ich weiter
Richtung Middelbarought.

Schottland lag nun schon drei Tage hinter mir.

Es war schon ein komisches Gefühl, daß ich nun in wenigen Tagen
zurück in Deutschland sein würde.

So sehr hatte ich mich in den letzten zwei Monaten daran gewöhnt,
daß ich oftmals morgens nicht ahnte, wo ich abends sein würde.

Die Semesterferien gingen aber allmählich ihrem Ende entgegen,
und ich mußte nach Hause.

Wenn ich ehrlich bin, sehnte ich mich so langsam auch nach ein
wenig Ruhe, um all das Erlebte der letzten zwei Monate mit seinen
Eindrücken und Emotionen zu verarbeiten.

Über eines war ich mir klar: **Schottland ich werde Wiederkommen!**